

Reinheit der Sprache.

Von Prof. D. D. Siehl - Berlin

Die Sprache ist für ein Volk mehr als die äußerliche Gemeinsamkeit eines bloßen Verständigungsmittels. Sie ist auch mehr als ein Zeichen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksgemeinschaft. In ihr hat sich vielmehr kraft jahrtausendelanger Arbeit der Geist eines Volkes sein Abbild geschaffen, hat sich aus ihr das Gefäß bereitet, in das er seine eigenartige Anschauung von den Dingen, seine Weise des Fühlens in Haß und Liebe, seine Stimmungen von Latkraft und Niedergeschlagenheit, Trauer und Freude hineingießt, in dessen Form er sein Innenleben anderen übermitteln, sich mit andern über geistige Erlebnisse verständigen kann. Überraschende Einblicke in die Verschiedenheit der Volksart lassen sich insolgedessen oft aus der bloßen Nebeneinanderstellung dessen gewinnen, womit in verschiedenen Sprachen der gleiche Tatbestand bezeichnet wird. Welch Unterschied in der Grundstimmung z. B. zwischen dem deutschen: „er ist in mich verliebt,“ und dem französischen: „il m'en veut!“ Indem die Sprache so die Besonderheit des Volkstums treu wieder spiegelt, gibt sie in ungezwungenster Weise weiter von Geschlecht zu Geschlecht, ist die unübertreffliche Lehrerin und Bewahrerin völkischer Eigenart, Denk- und Gefühlswelse. Einer der feinsten Köpfe des vorigen Jahrhunderts, Karl von Rumohr, der Begründer der deutschen Kunstwissenschaft, wollte schon um 1810, also lange ehe in Europa die Kämpfe um das Volkstum begonnen hatten, sogar das Verschwinden des Walds jenseits der deutsch-italischen Sprachgrenze auf die Wirkung der Sprache zurückführen. „Dieses wunderbare Lebenselement ist mächtiger als man glaubt. In ihm gehen Meinungen, Ansichten, Gedanken, Grundsätze von Haus zu Haus, welche ganz allgemach eine allgemeine Übereinstimmung bewirken, wohl selbst den Geist des Widerspruches ihm unbewußt überwältigen.“ (Drei Reisen nach Italien. Leipzig 1832 Seite 101 ff.)

Neben der Religion, die aber unter europäischen Verhältnissen vielfach keine Schranke mehr zwischen den Völkern bildet, ist die Sprache die stärkste Klammer, die ein Volkstum zusammenhält, der kräftigste und heutzutage beinahe einzige Schutz gegen das Aufgehen von Volksteilen, ja von ganzen Völkern in ihrer Umgebung. Das Schicksal der einst so mächtigen Etrusker, deren Sprache man trotz aller Anstrengun-

gen der Altertumswissenschaft nicht mehr entziffern kann, die als Volk völlig verweht und vergessen sind, steht als warnendes Beispiel neben vielen anderen der Weltgeschichte vor aller Augen. So dreht sich denn auch heutzutage der Kampf um die Selbstbehauptung der Deutschen zum guten Teil um Bewahrung der angestammten Sprache, um die Abwehr der zu ihrer Unterdrückung geplanten Maßnahmen.

Neben diesem mit politischen Mitteln geführten Kampf, der uns hier nicht beschäftigen soll, geht ein stillerer Widerstreit einher, der den wenigsten bewußt, doch die Gefahr in sich birgt, daß die Schönheit und Ausdrucksfülle unserer deutschen Sprache, auf die wir stolz sind, gemindert und dadurch ihre Widerstandskraft geschwächt wird. Wer für das Leben der Sprache Sinn hat, steht seit langem mit Sorge auf das drohende Überwuchern fremder, in ihr Gefüge, ihren Klang und ihren Gehalt nicht hineinpassender Worte. Die Klage und im Auslande der Hohn über die Fremdwörterei der Deutschen ist nicht neu, aber sie erscheint wichtig genug, um sich mit ihr zu beschäftigen. Ist es doch sicher, daß wenn sie eine Gefahr einschleift, diese am meisten und zuerst die Auslandsdeutschen bedroht.

Gleich sei bemerkt, daß wir nicht etwa engherzig jeden fremden Einfluß von unserer geliebten Muttersprache abwehren wollen. Jede der heutigen Sprachen ist an sich entstanden aus einer Vereinigung verschiedenster Bestandteile. Wie sich noch in unserer geschichtlichen Zeit etwa die türkische, die arabische und die persische Sprache vielfach durchdrungen haben, so hat sich schon in der Urzeit auch unser Deutsch aus Bestandteilen älterer Art und dem Sprachgut der eingewanderten Arier zusammengesetzt. Will man doch in allen europäischen Sprachen zahlreiche Wortstämme jener vorarischen Sprachen nachweisen, dabei im Deutschen nicht weniger als 30 v. H! des jetzigen Bestandes. Dazu kommen dann die schwerwiegenden Einflüsse, die sich aus der Bekanntheit mit der römischen Kultur so gut wie auch aus dem Verkehr mit dem Süden und Westen im ganzen Mittelalter ergaben. Solch Verkehr tut uns ebenso Not wie damals, ja als Weltverkehr in noch höherem Grade, und wir können und wollen uns seinen Auswirkungen nicht entziehen. Unsere Sprache kann jetzt so wenig stille stehen, wie sie jemals stille gestanden hat. Sie muß wie früher freudig leben, das heißt: neue Kräfte entfalten, neuen Anforderungen durch Ausbildung ihrer Ausdrucksmittel entsprechen. Darüber sind wir uns klar, die Frage ist nur, wie sie diesen Forderungen des Tages genügen soll, ohne an ihrer Art Schaden zu leiden.

Es versteht sich leicht, daß das heute sehr viel schwerer ist, als in den vorher berührten älteren Zeiten. Dazumal war der Verkehr der Völker im Verhältnis zu heute recht beschränkt; die fremden Einflüsse schlugen in kleinen Einzelwellen ins deutsche Land hinüber. Vor allem: es gab noch keinen „geregelten“ Sprachunterricht, keine auf Genauigkeit der Aussprache bedachten Lehrbücher, von Mund zu Mund wurden die fremden Worte weitergetragen und dabei dem deutschen Sprachgebrauch eingeschmolzen. Wenn man damals aus Campo den Kaufmann, aus fenestra Fenster, aus cellarium (sprich: kellarium) Keller formte und unendlich Viel ähnliches dazu, so setzte man nicht auf das einheitliche Gewand der Sprache einzelne bunte Flecken auf, sondern man färbte die neue Bereicherung gleich so ein, daß sie sich zwanglos dem Gesamtbild einfügte, auch an den üblichen Abwandlungsformen teilnahm. Solche Sprechbild-

nerische Kraft sehen wir im Lauf der Jahrhunderte immer wieder sich betätigen, wofür als Beispiele unter sehr vielen die Bildung „Gletscher“ aus glacier im sechzehnten Jahrhundert, die Aufstellung des Wortes „Flanke“ nach französ. flanc im achtzehnten angeführt sein mögen. Ja heute lebt diese Kraft noch gelegentlich auf in nicht durch „Bildung“ voreingenommenen Kreisen, wie die Bezeichnung Bachauer für Bakongerschweine, Kolluff für Kauleau, Babuschen für Pantoffeln, Magenbohnen für die Kartoffelsorte magnum breum neben vielen anderen bezeugen. Auf diesem natürlichen Wege wurden und werden vollgültige deutsche Worte geschaffen, die in der Sprachwissenschaft als „Lehnworte“ von den Worten alten germanischen Stammes unterschieden werden, die aber kein vernünftiger Freund der deutschen Sprache beanstanden wird. Es ist viel Verwirrung dadurch gestiftet worden, daß solche, die der Reinhaltung der deutschen Sprache gleichgültig oder feindlich gegenüber stehen, sich das billige Vergnügen machten, diese vollberechtigten Lehnworte gegen angebliche Feindschaft der „Paristen“* in Schutz zu nehmen. Solche Lehnworte sind fraglos als Bereicherung des deutschen Sprachschatzes anzusehen, sie stören deren Eigenart nicht.

Diese Schöpfung neuen deutschen Sprachguts aus fremdem Stamm war eng verbunden mit einer Aufnahme neuer Begriffe, neuer Bedürfnisse, neuer Gedanken aus der römischen Welt, mit der man damals in nähere Berührung kam. Sie war ein Ausdruck der echt deutschen Fähigkeit, sich nicht engherzig abzuschließen in eigenem Besitz, vielmehr willig und eifrig aus seiner Umwelt heraus zu lernen. Aber solches Lernen ist grundverschieden von würdelosem sich Unterwerfen.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Auf Unterwerfung unter eine fremde, zeitweise vielleicht höhere, vielleicht aber auch nur wirtschaftlich kräftigere Kultur läuft das massenhafte Einströmen fremden Sprachgutes in die deutsche Sprache hinaus, wie es zu Zeiten eintrat, in denen die Volkskraft Deutschlands durch äußere Umstände geschwächt war, so im dreizehnten Jahrhundert in den Kreisen des Rittertums, im sechzehnten in der humanistischen Gelehrtenwelt und vor allem im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in allen für vornehm geltenden Kreisen unter Führung der vom Vorbild des „Sonnenkönigs“ geblendeten Fürstenhöfe. Weder besaßen diese Kreise die unbefangene sprachliche Schöpferkraft frischen Volksgeistes, die solche Eindringlinge dem Geist und der Form der deutschen Sprache anzugleichen vermochte, noch handelte es sich in so hohem Grade wie früher um Zufließen neuer Begriffe, um Bereicherung der Vorstellungswelt. Keine Notwendigkeit erzwang damals die Ausnahme der Fremdlinge in die heimische Sprache. Die Triebfeder der Fremdwörtererei war in diesen Zeiten vielmehr die Eitelkeit, das Streben sich durch den Gebrauch der „Mamode“-Sprache über die Volksgenossen herauszuheben. Die Überhebung des Buchgelehrten über den einfachen Mann, des Vornehmen über den niedriger Stehenden: unheilvolle Spaltungen des Volkskörpers sprechen sich so aus. Im Beamtentum bei den Trägern des römischen Rechtes kam dazu die Möglichkeit, das eigene Gebahren zu verhüllen, wichtiger erscheinen zu

* Zu diesem Scheltwort eine kleine Bemerkung: seit wann ist Reinheit oder Reinlichkeit etwas scheltenswertes?

lassen. Wie schön sagt doch der Bürgermeister in „Jar und Zimmermann“: „Ich bin ein zweiter Salomo, denn ich weiß zu bombardieren, zu rationieren, zu expektorieren, zu blamieren, inspizieren, echauffieren, rätionieren, malträtieren und zu irren, zieren rühren, führen, schmieren, ratifizieren.“ So freute man sich selbst an dem Schmuck und Vorteil, den das erborgte Gewand sprachlicher Knechtschaft zu gewähren schien und noch heute haben wir an der Last der damals in kurzfristiger Verblendung angelegten Kette zu schleppen.

Nur sehr Wenige sind sich des Schadens bewußt, den rein äußerlich die Verunreinigung der Sprache, das Fremdwortwesen, dem deutschen Ansehen zugefügt hat und zufügt, aufgefaßt von mißgünstigen Feinden und besonders von französischer Seite immer wieder betont als ein lächerliches Anzeichen für geistige Unselbständigkeit und sklavische Nachfolge hinter fremder Kultur. Und doch bildet der Spott über diese deutsche Schwäche ein dauerndes Kampfmittel im Streben uns herabzusetzen, uns hinzustellen als Leute, deren Sprache zum Ausdruck feinerer Dinge nicht hinreicht!

Daß solch Vorwurf ein Unding ist, weiß jeder, der sich jemals mit sprachlichen Dingen beschäftigt hat. An Reichtum der feinen Abtönungen, an Schmiegsamkeit zum Ausdruck von Begriffen und Stimmungen aller Art steht sie keiner anderen Sprache nach, in der Fähigkeit kurze, treffende Bezeichnungen auch für neue Erscheinungen aus dem lebendigen Schatz ihrer Wurzelwörter zu bilden, übertrifft sie weit die romanischen Sprachen. Sie allein hat, wie schon Fichte in den Reden an die deutsche Nation hervorgehoben hat, wirkliches triebkräftiges Leben, sinnvoll weiterentwickelt durch die Geschlechter hindurch, immer festhaltend den Zusammenhang mit der sinnlichen Anschauung auch beim Ausdruck über Sinnlicher Verhältnisse, eine Erklärerin der Dinge durch ihre Beziehungen allein. In dieser engen Verschmelzung von Anschauung und Wort ist sie der echte Ausdruck des in die Tiefe gerichteten deutschen Geistes, der sich nicht mit oberflächlicher, innerlich sinnloser Benennung zufrieden geben kann. Die Freude an der eigenen Sprache, dies kraftvolle Land des Deutschtums beruht vor allem auf solchem, zum Herzen sprechende Worte. Aus dieser ihrer schönen Bildhaftigkeit schöpft sie vor allem die Kraft der Weiterbildung, der Bereicherung aus sich selbst heraus. Wie jedes Wort in ihr dem Aufmerksamen sich darstellt als eine vollwertige Münze, deren Wert ihr unverlöschlich aufgeprägt ist, so hat sie die Kraft, für neue Bedürfnisse aus dem edlen Metall ihrer lebendigen Wurzelwörter neue, eben so vollwertige Münzen zu schlagen. Haben die Fremdsprachen, bei denen vor allem Anleihen gemacht werden, von sich schon diese Fähigkeit nicht mehr, weil sie der lebendigen Wurzelwörter entbehren, so wird vor allem das ihnen entnommene Wort im neuen Sprachbereich bei den weitaus meisten ganz unfähig sein, eine lebendige Anschauung zu wecken. Es gleicht einer Blechmarke, die durch Abereinkunft einen bestimmten zeitweiligen Wert darstellt, etwa die Berechtigung gibt, ein Glas Bier, ein Bad oder die Rückgabe der abgegebenen Kleider zu verlangen, der aber kein Mensch diesen ihren Wert ansehen kann.

Es bedarf keiner weiteren Darlegung, um zu erkennen, wie sehr eine lebendige Sprache wie die unsrige in ihrer Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit geschwächt wird, wie sie auf die Dauer innerlich verarmen muß, wenn leblose Fremdwörter ihre

guten, zu Geist und Gemüt anschaulich sprechenden eigenen Worte verdrängen, wenn durch deren allerdings sehr bequeme Übernahme die eigene Kraft, die Sprache fortzubilden ungenügt und ungeübt bleibt.

Die Abwehr gegen solche Verdrängung und Lähmung deutscher Sprachkräfte tut uns bitter not, wenn wir unserer Sprache die Eigenschaft als lebendiger Ausdruck gemeinsamen deutschen Geistes erhalten wollen. Sie kommt zum Ausdruck in dem Ausspruch des verdienstvollen, deutschen Sprachvereins: *Kein Fremdwort für eine Sache, die gut deutsch ausgedrückt werden kann.* In dieser gewollten Beschränkung liegt das Anerkenntnis, daß unter heutigen Verhältnissen nicht ganz ohne Fremdworte auszukommen ist. Gerade eine Gruppe, die in weitesten Kreisen Abneigung und Widerspruch erweckt, die oft zungenbrecherischen Ausdrücke für chemische Verbindungen sind am unentbehrlichsten, weil sie dem Kundigen sogleich Aufschluß über die Zusammensetzung dieser Stoffe geben. Sie schaden auch nichts, weil sie keinen Einfluß auf die Sprache des Volkes ausüben. Was hier und da, als Name einer Arznei etwa, in diese eindringt, wird für die meist kurze Zeit seiner Geltung unverstanden auswendig gelernt wie *Artageres*, *Popocatepell* und ähnliche Eigennamen. Das Gleiche dürfen wir vielleicht auch für die Menge der Abkürzungsworte, *Ufa*, *Demba* usw. annehmen, obgleich die Rohheit ihrer Formgebung nicht unbedenkliche Einwirkungen auf das Sprachgefühl ausüben kann. Zugugeben ist auch, daß Fachwissenschaft und Technik manchmal der Fremdworte schwer entraten können. Aber dieses Zugeständnis ist doch stark einzuschränken, einmal für die Technik dadurch, daß die Geltung dieser Fremdworte zum guten Teil nur auf dem Mangel an Überlegung beruht, mit dem man sie in der Hast der Arbeit unbesehen aufnahm, ohne überhaupt an Formung eines entsprechenden deutschen Ausdruckes zu denken. Warum mußte man sonst z. B. das häßliche Wort *Economiser* (sprich *Aekonomieiser*) einschleppen, statt sachlich genauer *Sparkessel* oder *Dampfsparer* dafür zu sagen; warum *Chassis* im Kraftwagenbau übernehmen, anstatt wie die Franzosen einfach *Rahmen* oder mit dem unpraktischem deutschem Streben nach Genauigkeit etwa *Fahrgestell*, *Triebrahmen* oder ähnlich zu sagen. Duzende, ja wohl Hunderte von solchen Beispielen wären anzuführen. Welch klägliches Zeichen mangelnden Sprachgefühls und mangelnden Stolzes ist es z. B., daß trotz des guten Wortes *Rundfunk* weite Kreise auf *Radio* verfallen sind und damit auch auf die Ableitungen wie: *rundfunken*, *Rundfunker*, *Verfunken* (eines Ton- oder Dichtwerkes) usw. ahnungslos verzichten.

Nicht viel anders steht es mit der Sprachmengerel in der Fachwissenschaft. In jeder gibt es wohl einige, besonders „abstrakte“ (Goethe sagte noch „abgezogen!“), Begriffe, die sich nur umständlich deutsch umschreiben ließen, aber viel, viel mehr fremde Eindringliche treiben neben diesen Kunstwörtern unbefugt ihr Wesen, verunzieren und schwächen unserer deutschen Sprache Eigenart. Was kann als Grund angeführt werden für Bildungen wie „Charakterologie“ statt *Charakterkunde*, wozu das piepsende „Prinzip“ und „prinzipiell“ statt „Grundsatz“ und „grundfänglich“; warum muß jedes Ergebnis oder jede Folge als „Resultat“ bezeichnet werden, jedes Sondergebiet als „Spezialgebiet“, jedes Bestehen oder Dasein als „Existenz“? Ist Selbstverwaltung

und Selbständigkeit nicht faßlicher und klarer als „Autonomie“? So könnte man Seiten, ja ganze Bogen mit teilweise viel krasserem Beispielen füllen, mit denen auch in sonst trefflich geschriebenen Aufsätzen wertvolles deutsches, allgemein verständliches Sprachgut bei Seite geschoben wird zu gunsten solcher hohl klappernder, unanschaulicher Fremdlinge. Wer es fertig brächte, für die Lehre vom Denken und die Weltanschauungslehre, welche beide man unter der Blechmarke „Philosophie“ zusammenzufassen pflegt, eine allgemein anerkannte deutsche Sprache, zu der Ansätze genug vorhanden sind, zur Geltung zu bringen, würde eine Hauptquelle des fremdwörternden Kauderwelsches verstopfen und damit dem deutschen Volke einen großen Dienst erweisen. Die Möglichkeit dazu ist Dank der Biegsamkeit der deutschen Sprache sehr wohl vorhanden und Ansätze dazu sind gemacht. Das Ziel ist deshalb so erstrebenswert, weil aus diesem sprachlich so trübem Strom heraus andere Gebiete ausgiebig versucht werden. Der hier angerichtete Schaden ist viel größer, als der den die Aufnahme fremder Benennungen für neue Begriffe verursacht. Das bleiben Eigennamen, die noch dazu vielfach sich dem Klang des Deutschen einordnen, wie Keks und Koks, die z. B. an Klaks Klops anklingen. Aber die „philosophierende“ Versuchung drängt sich mit dem Anspruch etwas höheres zu sein in den Zusammenhang der deutschen Sprache ganz anders ein. So hat man von der Sprache mancher Kunstgeschichtler den Eindruck, „daß sie in eminenten Intensivität die Energien darauf konzentriert, in monumentalen Proportionen die Sentiments unter totaler Ermiffion populärer Vokabeln zu materialisieren und zu objektivieren mit dem Resultat, daß die Diktion zu imponierend egotischem Kolorit variiert wird,“ d. h. daß sie mit hervorragender Eindringlichkeit die Kräfte darauf richtet, in großartigem Ausmaß die Gefühle unter völliger Ausstoßung volkstümlicher Ausdrücke greifbar zu machen und klar zu legen mit dem Ergebnis, daß die Sprache zu verblüffend fremdländischer Färbung abgewandelt wird. - Schlimmer als diese Sprachlinden auf diesem immerhin abseits gelegenen Gebiet ist aber das Eindringen solcher philosophisierenden Fremdworte in das politische und wirtschaftliche Schrifttum, durch das wir doch auf die weitesten Kreise wirken wollen. Es führt dazu, daß vieles dem Mann aus dem Volke unklar bleibt, nur nebelhaft unbestimmt erscheint, wenn es nicht gar ganz mißverstanden wird. Selbst in gebildeten Kreisen wird nicht jeder Mann und werden nur wenige Frauen aus Worten wie „Entelechia“ oder „Metanoia“ u. a. klare Vorstellungen gewinnen können. Das vermindert sehr die Stoßkraft der geleisteten Arbeit, betont und verewigt den verhängnisvollen Riß, der in der deutschen Schicksalsgemeinschaft zwischen Gebildeten und der breiten Masse sich aufgetan hat.

Nun werden freilich von den Freunden des Fremdwortes auch Vorteile angeführt, die sein Gebrauch angeblich bieten soll. Da spielt vor allem die Behauptung eine Rolle, daß der Gebrauch der Fremdworte die Verständigung mit Ausländern erleichtere. Deswegen sollen wir unsere schöne und reiche Sprache verschandeln, das Wahrzeichen und die Schutzwehr unseres Deutschtums, damit hie und da einmal ein Ausländer einige Male weniger sein Wörterbuch zu befragen braucht? Das wäre ein Beharren bei einer Sinnesart, die uns bekanntlich nichts weniger als die Achtung anderer Völker, vielmehr den Ruf der bedientenhaften Unterwürfigkeit einbringt. Da-

bei ist die Voraussetzung irrig, weil viele Fremdworte bei uns oder auch in ihrer Ursprungssprache einen Formenwandel oder einen Bedeutungswandel durchgemacht haben, z. B. Rouvert, Jalousie, Perron, Allee usw., sodaß sie nur zu Mißverständnissen führen können. Andere haben in verschiedenen Fremdsprachen ganz verschiedene Bedeutung, wie überhaupt die Unterschiede im Sprachschatz selbst der noch verwandten Sprachen, Französisch, Italienisch, Spanisch doch so groß sind, daß eine einheitliche Geltung sogenannter „Weltworte“ allermeist eine Wahnvorstellung bleibt. Hat doch nicht einmal das Zahlwort Billion überall den gleichen Sinn! So würde man die Gefahr der größten Irrungen laufen, wenn man im Verkehr mit Ausländern sich der gewohnten Fremdworte als Verständigungsmittel bedienen wollte. Sie nach Möglichkeit vermeiden bedeutet nicht im geringsten ein Abschließen, ein verderbliches Abkapseln des Deutschtums gegen seine Umgebung. Es liegt darin nur die Forderung nach Gleichberechtigung.

Von Anderen wird größere Kürze als Vorzug des Fremdwortes angegeben. Schon Goethe und Schopenhauer haben sich lustig gemacht über solche Geister, die das Silbensparen zur Regel der Sprache erheben; da werden wir wohl auch es unangemessen finden dürfen, wenn wegen einiger Sekunden Zeitgewinn unsere Sprache in ihrer Reinheit und Kraft geschädigt werden sollte. Aber auch dieser Grund besteht nur in der Einbildung. Er hindert keinen Fremdwortfreund, etwa Konstruktionsmaterialie statt Baustoff, Werkstoff, oder Rohstoff zu sagen, General-Expedition statt Hauptverlag, statt Fernspruch das herrliche neuestens aufkommende „Telephonat“, bei dem unwillkürlich die Vorstellung des süßen Zitronats in mir aufsteigt; usw. Zumeist ist das Verhältnis der Wortlänge zu Gunsten des Reindeutschen, wie denn die ohne solche Absicht niedergeschriebene oben gegebene Verdeutschung eines rotwelschen Satzes 70 Silben zählt gegen 91 des Urbildes.

Ebenso wenig begründet ist der Glaube durch Fremdwörter einen größeren Reichtum der Sprache, größere Abwechslung erzielen zu können. Das wäre also eine Schönheitsfrage. Aber wie? Geht nicht das sehr gesunde Streben auf allen andern Schönheitsgebieten, in Baukunst, Kunsthandwerk, Kleidung usw. auf Einheitlichkeit? Nur gerade in der Sprache sollen wir ein Flickwerk schön finden? Tatsächlich sehen wir das Fremdwort in diesem Sinne gar nicht häufig verwendet und auch dann meist ohne Not, denn die deutsche Sprache ist so reich, daß sie auch alle erwünschte Abwechslung aus Eigenem bestreiten kann. Viel häufiger wird seitenslang immer wieder dasselbe Fremdwort gebraucht, etwa Situation, Situation, Situation, anstatt in reinem Deutsch etwa mit Lage, Umstände, Verhältnisse usw. abzuwechseln.

Sollen wir schließlich die Vieldeutigkeit, die sachliche Unbestimmtheit des Fremdwortes als Vorteil ansehen? Das hieße die Oberflächlichkeit des Denkens, die sich mit unbestimmter Angabe begnügt, fördern, das hieße die Truggewalt solcher Geister als berechtigt anerkennen, die durch fleißigen Gebrauch solch klingelnder, vieldeutiger Blechmarken ihre Zuhörer und Leser an gründlicher Nachprüfung des Vorgebrachten gern behindern. Ein Beispiel aus jüngster Zeit macht es klar, wie die gewohnheitsmäßige Sorglosigkeit dem Fremdwort gegenüber zur kaum glaublichen politischen „Bernagelttheit“ führen kann. Der Feindbund hatte das Bedürfnis in den Friedens-

verträgen den Bruch seiner Zusagen, daß keine Kriegsschädigung verlangt werden solle, durch das schöne Deckwort „Reparationen“, dann später seine Nichtachtung der Bestimmungen des Versailler Zwangsvertrages mit dem Wort „Sanktionen“ zu verschleiern. Und der gute Deutsche plappert geduldig diese hübschen Fremdwörter nach, anstatt die Dinge, wie sie sind, ruhig und unbeirrbar als Kriegsschädigung und Gewaltmaßnahmen zu bezeichnen! Ein wenig mehr Stolz auf die eigene Sprache hätte solchen politischen Bauernfang scheitern lassen. - Aber, wird man mir vielleicht entgegenhalten, du glaubst doch nicht etwa, die Lebensart des „sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer“ aus der Welt schaffen zu können? Nein, das glaube ich freilich nicht, aber ich sähe doch einen großen Vorteil darin, wenn ihr die so überaus bequeme und dabei unsere Sprache schädigende Waffe des schillernden Fremdworts genommen würde. Darum ist es ein in hohem Maße erstrebenswertes Ziel, die Überzeugung von der Entbehrlichkeit des Fremdwortes so allgemein zu machen, daß sein unnötiger Gebrauch als Grund zum Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Erörterung angesehen werden kann.

Soweit sind wir freilich noch lange nicht. Trotz zäher und auch im Einzelnen vielfach erfolgreicher Arbeit, an der auch die deutschen Behörden, überzeugt von der Lebenswichtigkeit der Sache, in vermehrtem Maße teilnehmen, wirkt die einmal geschehene Unterwerfung unter fremde Form kraft der Gewohnheit immer weiter und bringt selbst Viele der Besten dazu, dauernd ihre Verbeugungen vor fremden Bildungskreisen zu machen, deren früher einmal vorhandene Überlegenheit jetzt nicht mehr besteht. Gerade das Ostland-Deutschtum, das als Träger höherer Bildung in seiner Umgebung sitzt, wird den Widersinn, der darin liegt, am lebhaftesten empfinden, wenn er einmal zum Bewußtsein gekommen ist. Aber daß dergleichen geschieht aus unachtsamer Gewohnheit macht gerade das Ankämpfen gegen solche Mißstände so schwer, denn niemand läßt sich gern in seinen Gewohnheiten stören. Und doch! Die Liebe zum eigenen Volkstum bedingt auch die Liebe zur eigenen Sprache und der Kampf um Erhaltung des Volkstums bedingt sorgsame Pflege der Sprache, ihren Schutz gegen Entstellung und Verwässerung. Vor allem sollte jeder, der die schöne und reiche deutsche Sprache in der Öffentlichkeit gebraucht, sich zur Pflicht machen, für ihre Reinhaltung und womöglich, ihre Reinigung von fremden Flecken zu sorgen. Wer seine Sprache liebt und hochhält, müßte stutzen bei jedem Fremdwort, das sich gewohnheitsmäßig der Feder oder dem Gehege der Zähne entringen will, müßte einen deutschen Ersatz dafür wählen. Das ist zum mindesten beim Schreiben gar nicht so schwer, wie ich, vor fünfzig Jahren in viel fremdwortreicherer Zeit aufgewachsen und erst in vorgerückten Jahren zur Erkenntnis des Übels gekommen, aus eigener Erfahrung versichern kann. Im Anfang gibt es vielleicht hier und da einmal eine Stockung, bald dringt man selbst dabei ein in den Reichtum der deutschen Sprache, ihre Flüssigkeit und Biegsamkeit und hat an ihrer wachsenden Beherrschung seine helle Freude. Bleiben Anfangs hier und da noch allerei Felsbrocken und zähe Stubben in der Rodung liegen, denen man vielleicht nur mit Hilfe eines Verdeutschungs-Wörterbuches zu Leibe gehen kann, so bleiben mit der Zeit immer weniger solcher Hindernisse übrig und man merkt, daß die Zahl der wirklich unentbehrlichen Fremd-

singe tatsächlich sehr gering ist. Wer dabei selbst sprachschöpferische Gaben hat, oder Gelegenheit, nach Doktor Martin Luthers Beispiel „dem Volke aufs Maul zu schauen“, ohne philologische Überhebung natürlich, wird bald mit Freuden sich betätigen in der Arbeit, solche „Unentbehrlichen“ aus Fremdworten zu deutschen Lehnworten umzuformen, sie in unsere Sprache lebendig hineinzuschmelzen. Wer solcherweise sich gewöhnt, das Gut seiner Sprache sorgsam zu pflegen, wird bald mit frohem Staunen merken, wie sein Ausdruck sich klarer, bildhafter, fesselnder gestaltet, wie er sich enger dem Gedankengang anschmiegt, zu dessen Verfeinerung beitragend, wie er an Klang und Tonfall nach Fortfall der blechernen Fremdklänge gewinnt, wie er nun erst den Anspruch auf Verständlichkeit für Jedermann erfüllt. Ist dann erst die Sicherheit im Schreiben erreicht, gewöhnt man sich das „Denken in Fremdwörtern“ ab, so beginnt auch die schnellfertige Zunge sich der Forderung der Sprachreinheit anzubequemen. In dieser Weise mitzuarbeiten an der Pflege der Sprache, auch das ist Dienst an der deutschen Geistesgemeinschaft, ein nicht unwichtiger Teil des Wiederaufbaues auf den Trümmern des Zusammenbruches. Daß dazu dauernde Aufmerksamkeit und Selbprüfung nötig ist, dauernde Kleinarbeit, darin wollen wir keinen Nachteil sehen. Wie die geistlichen Übungen berühmter Ordensstifter zielbewußt darauf ausgehen, bestimmte Wahrheiten durch ständige Wiederholung fest einzuhämmern in Geist und Gemüt, so wirkt auch die ständige Wachsamkeit, zu welcher bewußte Sprachpflege veranlaßt, immer und immer wieder die Mahnung: **G e d e n k e, d a ß d u e i n D e u t s c h e r b i s t!** Das ist sicher keine verächtliche Nebenwirkung.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Der europäische Nationalitätenkongreß

2. Tagung in Genf, 25. bis 27. August 1926

von G. Schulhof - Genf

Im „Ostland“ stand neulich sehr berechtigter Weise zu lesen, die Flut der Schriften, die sich mit dem Minderheitsproblem beschäftigen, habe derart zugenommen, daß nur noch sehr qualifizierte Persönlichkeiten sich mit diesem Thema beschäftigen sollten. Und es sind sicherlich schon viele gute und wirkungsvolle Worte zu Gunsten der Minderheiten geschrieben und gesprochen worden! Der europäische Nationalitätenkongreß, der soeben seine zweite Tagung beendet und die Abhaltung einer dritten beschlossen hat, scheint mir eher eine **T a t** als ein **W o r t**. Und der **Taten** gibt es wenig genug!

Es mag nötig scheinen, die Auffassung zu begründen, weshalb ich den Kongreß für eine **T a t** halte, wo doch der durchaus **p a z i f i s t i s c h e** Charakter der ganzen Unternehmung überall sich ausdrückt und auch jederzeit befolgt wurde. Nicht bloß daß eine Bedingung zur Zulassung zu den Verhandlungen ausdrücklich den Irredentismus ablehnt; selbst bei dokumentierten Klagen soll möglichst das des Mißbrauches seiner Macht beschuldigte Land nicht namentlich bezeichnet werden und wenn es schon

sein muß, geschieht es rein sachlich, fast leidenschaftslos, juristisch. Einst hätte man gesagt: parlamentarisch; doch bedeutet dieses Wort heute leider das Gegenteil seines ursprünglichen Sinnes.

Als die Versailler Diktate der Herrsch- und Habgucht der Sieger nachgaben und Millionen Menschen gegen ihren Willen unter neue Gebieter aufteilten, erkannten letztere auch das Gefährliche dieses Systems. Zur dauernden Niederhaltung der Besiegten im Großen schufen sie daher den Völkerbund; zur Niederhaltung der Besiegten im Kleinen erfanden sie den völkerbundlichen Minderheitenschutz. Denn als Besiegte im Großen kann man die beiden deutschen Staaten, dann Ungarn und Bulgarien ansehen; Besiegte im Kleinen sind die Volkssplitter, die aus ihren bisherigen Staatsverbänden losgerissen und in andere Verbände nach dem Belieben der Sieger eingeteilt wurden. Oft auch nicht einmal nach diesem allein, denn der italienische Überfall auf Fiume, der polnische Handstreich auf Wilna und der litauische Vorstoß gegen Memel beruhen auf bloßem Gutdünken einzelner Staaten und selbst einzelner Männer. Die blasse Angst der Siegerstaaten vor der Revanche der Besiegten schuf auch noch die einseitige Entwaffnung der letzteren und die gegen sie ausgeübte militärische, politische und wirtschaftliche Kontrolle.

Viel schwieriger als die Überwachung der feindlichen Staaten ist die Überwachung der in den eigenen Staat eingeschlossenen Minderheiten. Gerade jene alten Minderheiten, die durch geheime Unterhöhlung ihrer früheren Staaten zu deren Niederlage beitrugen, sind nun als neue Mehrheiten oft die mißtrauischesten und wie alle Emporkömmlinge haben sie sich die Herrenallüren der historischen Mehrheiten rascher und äußerlicher als alles andere gemerkt: Wie er sich räuspert und wie er spukt - das habt Ihr ihm trefflich abgesehen....

Die kleinen innerpolitischen Sabotagefachmänner, von denen einige in den letzten Tagen des Weltkrieges in den beiden Genfer Hotels am See Versailles usw. vorbereiteten, waren wohl teilweise die Berater der größeren Sieger und so dachte man bald daran ein Ventil gegen die erwartete innerpolitische Unzufriedenheit der alten und besonders der neuen Minderheiten zu schaffen. So entstand der völkerbundliche Minderheitenschutz. Zuerst griff man zur Teilung. Man schrieb einem Teile der Sieger, den kleinen und schwachen natürlich, etwas wie einen Minderheitenschutz vor und nahm davon die großen und starken aus. Mit Hilfe der vereinten Großen kann man nun die Kleinen zu gewissen Konzessionen auf dem Gebiet der Minderheitsbehandlung zwingen; andererseits hat man damit auch die Minderheiten geteilt. Daß diese Teilung unmoralisch ist, hat schon die Völkerbundsversammlung 1922 anerkannt, als sie die Hoffnung aussprach, auch die Großen würden freiwillig befolgen, wozu die Kleinen verpflichtet wurden. Als auf der Völkerbundsversammlung 1925 Litauen - einer der unbeliebtesten unter den Siegern - die faktische Ausdehnung der Pflichten auf Alle forderte, erfolgte empörte Ablehnung; ganz besonders natürlich von Belgien und Frankreich. Und kurz darauf äußerte der ständige Minderheitsreferent im Völkerbundsrat unter dem Titel privater Ansichten jene Gedanken von in Zukunft anzustrebender Assimilation, Amalgamierung, Verschmelzung der Minderheiten in die Mehrheiten, die unbegreiflicher Weise von Chamberlain und begreiflicher Weise von Benesch nachgesprochen

wurden, was ihnen erst eine so beunruhigende Wirkung verlieh, daß sie auf der eben abgelaufenen Tagung des europäischen Nationalitätenkongresses vom Präsidenten als kulturfeindlich und kulturmörderisch bezeichnet werden mußten. Selbst das derzeitige System des Minderheitenschutzes, das von einem anderen berufenen Redner des Nationalitätenkongresses als geheime Kabinettsjustiz und als falsch verstandener Korpsgeist des Völkerbundesrates bezeichnet wurde, das erst vor wenigen Tagen auf dem Internationalen Juristenkongreß schärfstens getadelt und als der heutigen Rechtsauffassung widersprechend bezeichnet wurde, geht den heutigen Herren der Minderheiten noch zu weit und das Schlagwort, mit dem sie jeden wirksamen Minderheitenschutz von außen her ablehnen, besteht in der Verdächtigung der Loyalität ihrer meist neuen Minderheiten. Gewiß ist das Mißtrauen der neuen Herren begreiflich, da sie stets ihrer eigenen Haltung gedenken und den lieben Nächsten hinter dem Busche suchen, hinter dem sie selbst gefessen.

Wenn ich früher die Bestrebungen des Nationalitätenkongresses eine Tat genannt habe, so geschah es deshalb, weil es etwas wirklich neues darstellt, wenn heutige Minderheiten, die als moderne Menschen wie eine Herde verhandelt und verschenkt wurden, sich auf den Standpunkt der Loyalität ihren Herren gegenüber stellen und in ihren Grundsätzen und ebenso selbst in den Formen die neuen Tatsachen anerkennen. Es wird sich in absehbarer Zeit zeigen müssen, wie die neuen Herren sich diesen friedlichen Menschen gegenüber stellen. Selbst die übergroße Empfindlichkeit und das übertriebene Prestigebedürfnis der neuen Gebieter leidet nicht mehr, wenn der Weg nach Genf vermieden wird und wenn Minderheiten und Mehrheiten miteinander verhandeln, um einen *modus vivendi* zu finden. Unter größter Schonung für die Minderheitssektion des Völkerbundsekretariates legten mehrere Redner die völlige Unzulänglichkeit des gegenwärtigen Systems und selbst die vollkommene Nichteignung des heutigen Völkerbundes hierfür dar. So treffen sich Herren und Beherrsichte in einer Meinung, daß ein anderes System versucht werden müsse.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Die Hinweise auf die Schweiz, Finnland und Estland genügen nicht. Viel zu verschieden sind die Verhältnisse der verschiedenen Mehrheits- und Minderheitsvölker: die gegenseitige Kulturhöhe, die Art der Besiedlung - geschlossen oder zerstreut, die verschiedene wirtschaftliche Entwicklung, die allgemeine geographische Lage und last not least die gegenseitigen Stärkeverhältnisse werden sehr zu berücksichtigen sein. Ganz besonders nötig wäre es, daß die Welt die herrschenden Zustände kennen lerne, denn - leider - weiß die Welt, weiß Europa nicht, wie im 20. Jahrhundert, wie in sogenannten Demokratien Menschen unfrei leben und unterdrückt werden. Man hat zwar einige dunkle Vorstellungen von Sprachenzwang und administrativer Willkür; man weiß aber nichts davon, wie sehr gerade die letztere dazu verwendet wird, hochstehende Minderheiten zuerst wirtschaftlich zu vernichten, sie um die Ergebnisse oft jahrhundertalter Arbeit zu bringen, um sie so sicherer zu erschöpfen und dann einschmelzen zu können. Es machte mir den Eindruck, als ob gerade das wirtschaftliche Referat auf die neutralen Zuhörer das wirkungsvollste gewesen wäre und wenn die neue Minderheitenmonatsschrift deutsch und französisch erscheint, müßte sie diese Verhältnisse

möglichst auch englisch in die Welt tragen. Noch lange sind nicht alle europäischen Minderheiten beifammen. Am meisten wurde Elsaß-Lothringen vermißt, wo mehr als 1, 1/2 Millionen aus uns eigentlich doch noch immer unbegreiflichen Gründen dem französischen Staat gegenüber außerordentlich loyale Deutsche den schwersten Kampf führen, der eben in den Kongrestagen zum erstenmal blutig (!) geworden ist. Es ist anzunehmen, daß unter diesen Erfahrungen der III. Nationalitätenkongress die ersten Elsässer wird begrüßen dürfen. Das wird ein ernstes Memento gerade für jenen Staat sein, der unter dem Vorwande mütterlichster Liebe seine ihm aber doch fremdartigen Kinder mit am grausamsten behandelt. Grausamer als der so viel verschriene F a s s i s m u s, der es gestattet, daß zwei deutsche Staatsbürger Stakens in Genf erschienen und daß ein slowenischer Italiener den Vorsitz schon zum zweiten Male führte. Nicht viel weniger hart behandeln die französischen Belgier ihre flämischen Landsleute, die noch wenig zum Eigenbewußtsein gelangten und von ihrer Mehrheit keinen Gebrauch machen.

Die Beherrscher der Minderheiten stehen nun am Kreuzweg. Die angesehensten Führer der Minderheiten strecken ihnen die Hände entgegen und sagen: „Laßt uns leben, wie wir sind; wir wollen uns unter dieser Bedingung freiwillig Eurer Führung fügen und ihr könnt euch von unserer Gutwilligkeit überzeugen!“

Wenn der Schritt schon einmal gewagt wurde, den die Führer des Nationalitätenkongresses machten, muß den Herren Z e i t gelassen werden, ihn zu begreifen, der so ganz anders geartet ist als sie. Nie bot sich durch Gewalt emporgestiegenen Herrschern solche Gelegenheit!

Mögen sie es sich gesagt sein lassen. In ihrer Hand liegt es, durch Bewilligung der so maßvollen Forderungen von fast 40 Millionen Menschen, einem Achtel Europas, vor allem sich selbst und ihrer meist neuen Herrschaft Ruhe zu schaffen. Wenn sie nicht wollen, wenn sie die nächsten Jahre v o r b e i g e h e n lassen, laden sie schwerste Verantwortung auf sich, und mit Riesenschritten naht dann der Tag, da a n d e r e Schützer heranwachsen, wenn die heutigen versagen.

Es mag kaum nötig scheinen, beizufügen, daß ich meinerseits an die Einsicht der Herren nicht glaube. Die Weltgeschichte wird auch hier ihren unaufhaltjamen Weg nehmen müssen, den sie bisher immer gegangen. Dennoch bleiben die idealistischen Bestrebungen nach friedlicher Lösung höchsten Lobes wert.

Zwei Streithähne

Siebenbürgische Studie von Hermann Klöß - Hammersdorf (Siebenbürgen)

Die jüdische Schenkwirtin hinter ihrem Lattenverschlag schüttelte bedächtig ihren ungekämmtten flachshaarigen Kopf und rief mit mütterlicher Besorgtheit wehstimmig in die Gaststube: „Andrig, Andrig, wie bringt ihr's fertig? Wildkatz seid ihr; mit euren Krallen ihm in die Wolle, gefahren teuflengeschwind; er ächt und ihr

pfeift; Hä, hä" ! Sie füllte ein kleines weißes Schnapsfläschchen und stellte es neben zwei andere bereit auf den Ausschankstisch.

Andritz, der Dorf fleischhauer, guckte seitlich durch die schmutzig-weiße offene Tür zu ihr heraus, ließ seinen Gegner Honz, gleich ihm Fleischhauer im Dorfe, der wie ein Mastochse dickbäuchig vor ihm gefällt lag, Gefäß und Beine in ihren Schaffstiefeln unter die Wirtstische gestreckt, lockerer, ohne ihn loszugeben, indem er blas seine raubvogelartig zugespitzten Finger, die er auch ganz mit der Eier eines Raubvogels in den wolligen Haarwuchs Honzens hineinverkrallt hatte, zweimal, dreimal vorsichtig küftete: „Was wißt ihr?“ grunzte er die Südin an, „bin ich nicht flink, ist er der Stärkere, macht „Mamalige“ (Maisbret) aus mir. Abtrigens, satt hab ich's; heb' er sich, wag's noch mal.“

Er sprang geschmeidig auf, daß das Haupt seines Gottath ähnlichen Partners, welches er an seine harten Kniee gepreßt gehalten hatte, plötzlich schallend wie eine schwere Holzkugel wider den beschmierten, wochenlang ungekehrten Estrich aufschlug, trat an den Lattenverschlag, griff behend mit der Rechten nach dem einen weißen Schnapsfläschchen, und während seine Linke in die halbeingesunkenen Brüste der jüdischen Schenkwirtin hineinfuhr, zusammensuchend, was andere dort noch übrig gelassen, sog er die helle Flüssigkeit bis auf's letzte Tröpfchen aus: „Nga“, schmalzte er, und wendete sich halbgeekelt vom Weibe weg, „für heute hätt' ich Ruh! Prahlst da mit seinen 300 Schafen gegen meine Hundert! Bin ich drum nicht ebenso raffig, frauensüchtig, ein schlechterer Jäger als er, weil meine Schafherde dreimal weniger zählt?“

„Ach, jähzornig seid ihr Zwei, lernt nie eure Rachlust zügeln, werdet euch noch übel zurechten,“ klagte die Südin in sanftem Ton, sich ihr wirr auseinander gewühltes Brusttuch ordnend.

Inzwischen hatte Honz in der Gaststube drin seinen schweren Oberkörper aufgerichtet, indem er die Hände gegen den Fußboden stemmte, daß seine Finger knackten und ihre Adern sich mit dem einschließenden blauroten Blute überfüllten; dann zog er allmählig das rechte Knie an seinen gewölbten Bauch heran, erhob sich, mit Achzen die linke Schulter hochstoßend, traute sich aber nicht, das Gesicht nach rückwärts zu drehen, dem Ausschank zu, sondern verharrte ängstlich in seiner gegen die Wände gekehrten Stellung wie Vogel Strauß mit dem Kopf im Sande, obgleich neue Gäste eingetreten waren, Zigeunervolk, welches vom letzten Maisabbrechen im Funkeln erst kam, sich die feuchte schwere Oktobererde von den nackten braunen Füßen stampfte und scharrte, und gleich Rattenschwärmen eilends alle Tische und Ecken in dem Ausschankzimmer besetzte. Dort rutschten sie hin und her, schrien, lärmten, steckten ihre Arme aus den flatternden schmutzigen Hemdärmeln in die Luft, nach den weißen Schnapsfläschchen, die ihnen Mutter Südin mit ihrer herbeigerufenen Tochter Rosa zierlich, wie der Engel seinen Frühlingszweig an die Jungfrau Maria, über ihre Köpfe hinreichten: „Rosa, gib ihnen!“ hörte man die Wirtin dabei ihr Mädchen aneifern.

Erst als der letzte Gästetroß, die Dienstgeber des Zigeunervolkes und Herren weit-
ausgedehnter Maisfelder, in die innere Gaststube einbog, den noch wie ein Frosch-

held sich spreizenden Andriß in ihre Mitte vor sich her schiebend, wendete sich auch Honz mit einem Ruck ihnen zu und maß den Gegner von hoch oben herab: „Daß du mir ein Bein stellen sollst, seiß wie ein Nordbub!“ „Nordbub; warum nicht? Aus der Welt schaff' ich dich, mir aus dem Weg, ohne Gewissensbisse, wenn die Gerichte mich nicht strafen!“ Beweglich und aufpasserisch hielt Andriß vor ihm still; er suchte gleich an dem Kiesenleib mit seinen stehenden Blicken und scharfgekrümmter Nase nach einem Angriffspunkt, den Weichen zwischen Hüfte und Brustansatz, wo er hinspringen und zusetzen könnte mit Habichsfingern, hütete sich aber, handgreiflich zu werden, weil Schwager und Schwiegervater seines Feindes ihn umstanden und er seine noch ungeschundene Haut nicht wohlfeil zu Markte tragen wollte.

Auch als sie um den runden Tisch saßen und die Flasche mit goldglänzendem Bergwein aus den nahen, hinter dem Wirtshaus aufsteigenden Halben von einer Faust in die andere kreifte, gaben sich die beiden Streithähne nicht Ruhe:

„Er hat sich unsere Gemeindefleischbank erschlichen, hing sich den Amtleuten an ihre unter dem Gürtel heraushängenden Hemdschöße, mit Bettelien und allerlei Diensten,“ bemerkte Honz und schielte mißlaunig zu Schwager und Schwiegervater, die ebenfalls Amtleute waren, hinüber.

„Hört ihn,“ wehrte sein Gegner keck ab, „Euch gibt er Schuld, ihr wärt bestechlich wie Türken, Harempaschas; nähmt Geld von mir, Fruchtsäcke, Schafwollballen heimlich an für eure Rebsweiberhaltung oder Teufelweißwas. Der Schelm schließt nach sich.“

Schwiegervater und Schwager mischten sich ein: „Ihr hättet höher bieten müssen, Honz; der Geiz riet euch aber, daß ihr kläglich, wie eine halbverhungerte „Gorr“ (Stute) dastandet mit eurem niedrigen Anbot, der Wirt mit 300 Schafen unter diesem mit hundert!“

„Was Angebot! Meins gehört unter die drei höchsten,“ brauste der Kiese, drehte sich auf seinem Sitz ein paar Grad nach der Seite; dies genügte, den Tisch so zu erschüttern, daß Weingläser umstürzten, wobei der ausfließende Riesling vom Tischtuch frisch aufduftete, für einen Augenblick süßen Wohlgeruch, Erinnerung an Weinlese mit Buttentragen und Bottichgestampfe, in die Nasen leitend, bis ihn bald der weniger jungfräuliche Wirtshausdunst in sich aufzog. „Ihr durftet mich wählen von den dreien; für euch als unsere Stippschaft schickte ich's dazu! Doch ihr erkürt euch diesen „Fußkeika“ (armer weiße Bohnen essender Bauer) zum Gemeindefleischhauer, der magere Weide hat, euch Schaffskelette schlägt statt Masttieren.“

Seine beiden Verwandten sträubten sich, weil er ihnen vor den Leuten zumute, parteiisch zu sein, und ihn aus Stippschaftsrücksichten zu begünstigen; sie rutschten auf ihrer glattgeessenen Bank näher zu Andriß heran, neigten mit hochgezogenen Schultern und fest verschränkten Armen ihre Köpfe so tief zu ihm, daß sie ihm ihren Atem in den Mund bliesen, und stichelten ihn, zu antworten, bis ihm sein Kamm sichtlich schwoh und er wie ein italienischer Hahn lospludberte:

„Bringt euch Ehrenmänner in Verruf, euch Tag- und Nachtwächter über Gesetz und Recht! Verlangt, ihr hättet schwiegerväterlich, schwägerlich urteilen sollen, eibvergeffen, mein 50 Gulden-höchstangebot verwerfend seinem allerelendesten zullebe! Nie kriegt er sie wieder, unsere Gemeindefleischbank; kann nur zuhören, wenn ich's

Beil schwing' und es klingend aufschlägt wider das eichene Pult, Echo weckt vom Friedhofsberg, das Straßen und Häuser entlang schallt, Leute lockt mit ihren Tellern und Kreuzern zu mir. Päh, ich bedien' sie selbst, stell' jeden zufriednen, laß' mir's hundertmal an einem Nachmittag sagen: er hab' grob mit ihnen verfahren, Flachsen und Knochen statt Fleisch verkauft, das Geld ihnen aus der Hand gerissen, ehe er Ware dafür gab, hab'süchtig, reichthumgierig; sie wünschten ihn sich nimmer zurück, sondern mich auf Lebensdauer."

"Wollen sehen," bemerkte sein Gegner und blies sich auf, daß der Tisch einige Zoll von ihm wegrückte, den Drübensitzenden mit seiner Kante in den Magen, und sie mit ihrer Bank nach hinten zu schaukeln zwang. „Aus deiner Schafherde, - meine Hirten zählten sie heut' früh - fehlen acht Stück, soviel als Amtsleute sind. Ich will im nächsten Jahr dreimal acht Scheffel hingeben; versuch's ebenso, halt Schritt; wer von uns zweien mit seiner Herde eher auf Null stößt! Ich kauf' im Herbst siebenhundert noch; mein Brachfeld nährt sie. Tu's mir gleich; dreh' dir die Taschen um, deiner Frau; vielleicht fällt mit Schmutz und Brotdröseln auch der Kaufpreis heraus. Oder greif' Nachbarn in die Taschen, stiehl dir's heraus, mord sie, wenn sie sich lebendig nichts fehlen lassen; dazu treibt's dich noch."

Er hatte sich erhoben und stand selbstsicher wie ein dickleibiger Abgeordneter da, während Andriß sich tief duckte, luchsartig über die Tischplatte schmiegte und lauernd von unten hinauf ihm zuguckte, wie er sich den Toaser (Ledertasche) mit Dreikreuzertabakpäckchen anfüllte, die ihm Rosa, das jüdische Wirtstöchterchen, auf ihre bloßen dünnen Arme gehäuft hereinbrachte. Das war der übliche Lohn für den romanischen Feldhüter. Honz sackte sich auch Rock und Hose ein davon, ganz christmannmäßig, seine kleinen genußfrohen Augen funkelten schon; ungeduldig saßte er nach den letzten Päckchen und kniff dabei das sommersprossige Judenmädchen fast blutig unter ihre noch kaum jungfräulich runden Arme, lachend über ihr heftiges Erröten, Aufquicken, zur Mutter laufen. Dann lauschte er, den Hals spannend, nach dem dunkel hinter den Wirtshausfenstern sich ausbreitenden Marktplatz, woher abgerissenes Horntuten und halbverschluckter Nachtwächterruf: „... Uhr ... zehn ... g'schlagen ... Leute ... jagen!“ herein drang, langte seine schwarze Lammfellmütze hinter sich herunter und ging eilig, beschwingten Schritts, durch die Ausschankstube ins Freie.

„Grüß die Feldhüterin," grunzte Andriß hinter ihm her. Das Zigeunervolk im Ausschank aber erregte sich, sie schnitten Grimassen in seinem Rücken, schrien laut in tiefen und hohen Tönen, kitzelten sich gegenseitig durch ihre löchrigen Hemden ins Nackte, daß jeden Augenblick Einer vom Sitze aufschob bis an die niedergebälkte Zimmerdecke; sie streckten ihre Finger nach ihm aus unter vieldeutigem Grinsen und rührten sich schließlich nach echtem Zigeunerbrauch in ausgelassenster Lüsterheit gegenseitig mit offner Faust ans Gemächte, wobei sie wie Schnappmesser vornezu einknickten.

Bald war Aufbruch; hinter dem Zigeunervolk traten auch die Gäste aus der rückwärtigen Wirtsstube heraus in die Nacht, die sich mit ihrem bewölkten Himmel wie ein schwarzer Schirm über das Dorf spannte und es gegen die Außenwelt absperrte, daß man meinen sollte, es könnte dort, wo Himmel und Erde sich schnitten,

keine Maus durchschlüpfen. „Schlauft gut miteinander,“ hörte man noch die Stimmen der vor Andriß' Haustürchen sich Verabschiedenden einsam, fremd durch die gewaltige Stille schallen. Und das Dorf mit all' seinen Häuschen, menschlichen und tierischen Schläfern, Weinbergen und Wäldchen lag gefangen, gekettet in dem Kerker Nacht.

Bis etwas vor zwei Uhr seines Gegners Schwager bei Andriß ans Tor klopfte. Die beiden Schäferhunde, die mit der gegen das Gassentor gerückten Herde im Hof zu Füßen ihres Herrn geschlafen hatten, fuhren auf und mit rasendem Bellen den Hof hinab. Andriß selber ruckte den Kopf schlangenartig aus dem Pelz, kroch in die Höhe und ging, seinen ungeheuren Schafpelz wie ein Gehäuse schleppend, nachsehn, wer's sei.

„Ach ihr? Was „dremmert“ (lärm) ihr uns aus dem gesündesten Schlaf?“ „Seid Briefbote, besorgt mir dies in der Stadt!“ Durch den Torspalt schob sich ein unförmliches versiegelt zusammen gefaltetes Papier, welches Andriß behutsam an einem Zipfel anfaßte: „Brief? Seid ihr Schriftgelehrter geworden? Oder wollt ihr mich irgendwem an's Messer liefern?“ Er zwängte das Papier in seinen breiten Ledergürtel und horchte auf die eilig hinüber nach der Wohnung des Ortsrichters zu sich entfernenden Schritte seines nächtlichen Auftraggebers: „Ich will satteln, auf's Feld sehn mit den Schafen, ob der Tag sich noch nicht aufmacht hinter'm „Kiezen“ (kleiner Berg); schlafen lohnt nicht mehr.“ Schon knarrten die beiden Torflügel auseinander, die Herde drängte, um den auf seiner Stute im Pelz steif sitzenden Herrn dicht geschart, stumm auf die Straße, die Hunde kreisten in weitem Bogen um sie und kehrten wieder zum Reiter zurück, der, wenn sich ein Tier verlaufen wollte, einen leisen scharfen Pfiff ausstieß und so alle Schafe samt Hunden stolz zusammen hielt, wie ein Oberst sein Regiment auf dem Marsche.

Als sie durch sich zusammenballenden und wieder zerfließenden Nebel wie ein Segelschiff im Morgenzwielicht hinglehend an dem Feuer der beiden Hirten des Fleischhauers Honz vorüber kamen, neigten diese ihre braunen Nasen zueinander, flüsterten, blickten halb freundlich nach Art der jungen Leute, halb streitsüchtig zu Andriß herüber, daß dieser unwillkürlich vor ihnen stillehielt: „Treibt ihr eure Späße über mich? Bin ich ein „Nebuniger“ (Narr) oder ein Dieb, daß ihr eure Worte vor mir verbergt? Sagt's heraus!“

„Dein Feind wird dich nicht mehr ärgern, Knochen blauschlagen,“ rief da der Ältere der beiden Hirten schamhaft, weil er sein Geheimnis preisgab, und umschlang den jüngeren, der sich von ihm stürmisch lieblos lieh wie ein Mädchen, bis er's plötzlich satt kriegte, und ihn mit kräftiger Knabenfaust abwehrend in die Rippen stieß. „Wie, was,“ fragte Andriß, „hat ihn vielleicht ein Gewitter erschlagen?“ „Ein Mörder,“ antwortete nun der jüngere Hirte listig und paßte, konnte aber nicht klar erkennen, ob sich im Gesicht des Reiters vor ihm blasse Angst ausdrückte oder teuflische Freude, oder ob es blos durch's Morgenzwielicht entstellt und verzerrt erschien. Andriß ritt stumm weiter, schlug seine Stute mit den ungespornten Stiefelabsätzen wild in die Weichen und juchzte, daß seine Schafe sich näher zu ihm hielten.

Er wendete sich nicht um, hielt starr den Kurs nach seinem Brachfeld, selbst als

die schon geraumer Weile hinter ihm klingenden Schritte schwerer und lauter wurden, dicht an sein Ohr prallten, und die Hände zweier Gendarmen sich nach seinen Füßeln streckten:

„Halt, abgefessen!“ befohlen sie. Der Kelter gehorchte, übergab Pferd und Pelz, samt der Sorge um die Herde, seinem mit den Gendarmen als ihr Führer mitgekommenen Söhnchen, krümmte sich nach rechts und links unter zwei Gewehrkolbenstößen, die sie ihm tückisch in die Hüften verfeigten und knaufte sie wie ein ungerecht bestraftes Kind an: „Gevatter, bedenkt, ihr habt mir mein Ältestes getauft, kehrt jede Woche ein bei mir; keilt mich doch nicht ins Gerippe wie einen Bösewicht!“

„Gevatter, hin-her; gilt nicht, seit ihr's Nordgeschäft betreibt. Abends streitet ihr mit Honz in der Schenkstube, nachts lauert ihr ihm auf ihm Hintergäßchen, erschlagt ihn! Ziemt sich's für euch?“

„Ich ihn getötet; ihr träumt! Alle Tage wollt' ich ihn von heut' an ausspotten, mich weiden an seinem Arger, ihn bauchkugeln mit Berichten über meine Einnahmen aus der Gemeindefleischbank, zum Rasen bringen, Ausfeuern, daß er in Wut Tische, Geschirr, Zigeunerknochen zerschlug, Schadenersatz, Schmerzensgeld zahlte. Glaubt ihr, ich sei mein eigener Spaßverderber, mordete mit meinen Hofnarren?“

„Ihr wart seit Jahren in Zank verblissen mit ihm, gestern noch. Gleich danach fand man ihn, sein Genick durchhauen mit einem Feldhüterspieß, den ihr euch von eurem Frate (Bruder) Feldhüter sicher geliehen hattet. Ihr seid Täter allein!“

„Ei Spieß, wo trag ich je Spieß?“ schrie Andriß mit emporgeredeter Faust, hemmte den Schritt und kehrte sich unmäßig frech, obrigkeitverachtend gegen sein Gendarmengeleite, die verblüfft im Marsch stockten, „wißt ihr, wem Honz nachstellte, brünstig, wie nur ein Bierzigjähriger? Der Feldhütersfrau, fleischig, dickschenklig, fetthaarig wie sie ist. Warum machte er sich erst mit dem Nachtwächterruf auf, seine Dreikreuzertabakpäckchen nach der Hintergasse zu tragen? Weil der Feldhüter beim 10 Uhr-Horntuten zur Ablösung hinaus muß, die letzten Kürbisse und Krautköpfe vor den Diebshalunken zu schütten. Da schläft sie allein in ihrer breiten Bettspanne, die fetzte, sinnliche, hält Platz neben sich für Honz, den Frauenkittelsüchtigen. Diesmal büßte er's. Kriechst du zum Weib des Nachbarn, sei gefaßt auf Prügel, Gewürgtwerden, Tod in Schande; altes Lied! Der Feldhüter ist der Mörder, kein anderer!“

Er sprelzte, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, die Arme wie ein auf dem Mist krähender Hahn seine Flügel, taumelte aber gleich, von zwei Kolbenstößen der Gendarmen wider die Brustwarzen getroffen, in seinen früheren Trott zurück und schielte nur seitwärts nach den beiden Hirten, an deren Feuerstelle sie gerade vorüber marschierten; diese hatten sich, ihrer Herde nach, schon tief zwischen die nebelumlagereten Hügel gezogen, drehten aber immer noch neugierig ihre jungen geschorenen Köpfe herüber, von Zeit zu Zeit ihr eintöniges an den Bergwänden verhallendes „Moi Soane“ dem in das Hintergäßchen des Dorjes eingebogenen seltsamen, Streifwache ähnlichen Verbrechertransport nachrufend.

Hier standen um den Tatort geschart die Amtsleute, untersuchten den knapp vor dem Feldhüterhäuschen wie von einem Büffelstierkampf ausgewählten Schotterfand, in welchem noch die Umrisslinien des Riesenkörpers des gemordeten Fleischhauers

Honz eingezeichnet waren. Zum Häuschen selbst führte keine Spur gar nicht; bevor er zum Türchen aus der Gasse abschwenken konnte, hatte ihn wohl der Mörder an den Schultern zurückgerissen, der, wie seine Fußabdrücke deutlich zeigten, aus dem nahen Walde sich an ihn herangeschlichen und wieder dorthin geflüchtet hatte. Die Gendarmen zwangen Andriž, seinen Stiefel in diese Fußabdrücke hineinzustellen; zu ihrem Verdruß war die Spur zarter, schmaler, der Schritt, den sie abzeichneten hastiger, kürzer als der ihres Gefangenen.

Gleichwohl hieß ihn der Gendarm im Hofe des Gemeindeamtes auf die von Hühnermist und wochenlang nicht herabgefügtem Herbstmorast dicht überzogenen Treppe sitzen, bis man ihn zur Untersuchung befähle: „Ihr müßt wissen Gevatter, solange das Gericht nicht eure Unschuld erweist, seid ihr jetzt ein Verbrecher; dies der Platz für Pferde-, Kraut-, Moß, und Rorndiebe, räuberische Zigeuner, Messerstecher, meuchlerische Totschläger, die Anklagebank, auch für euch!“

So saß er bange Augenblicke auf dem verstaubten, verdreckten Hofstieppchen, hörte unverständliche Stimmen, abwechselnd schrill und gedämpft durch die geschlossenen Fenster und Türen aus dem Verhandlungszimmer schallen, spitzte sein Ohr wie eine Nadel, ohne weder Urteil noch Freispruch daraus für sich zu unterscheiden, drehte den unförmlichen Brief, den man ihm nachts zur Torrige hereingeschoben zwischen seinen Raubvogelfingern, erbrach ihn und las die wie mit einem Spaten geführten steifen Schriftzüge:

„Lieber Bruder, den Briefbringer liefre ungehäumt dem Gericht ein; er hat aus Geschäftseid Schwager Honz ermordet, verdient Kerker oder Galgen. Der Leichnam zeigt Würg-Kraß- und Bishwunden wie von einer Wildkatz. Das ist Andriž' Art, wie er unsern Schwager oft schon im Wirtshausstreit anfiel. Wir fanden ihn kalt auf den schönen fetten Körper, ein Jammer. Laß diesen Mörder gleich einkasteln, in Ketten krummschließen!“

Dann hatten die Verwandten des Gemordeten den zufällig frühmorgens auf einer Amtsfahrt mit Gendarmenstreifwache das Dorf berührenden Untersuchungsrichter angefallen und den verdächtigen Andriž gleich festnehmen lassen. Eben öffnete sich die Tür, die Gendarmen saßen ihn oben an den Schultern, daß er wie ein Galgenvogel in seinem Köckel hing, und er stand Rede im dichtgefüllten Geschwornensaal, welcher wirtsstubenartig nach scharfem Lagerschnaps duftete, vom Frühstück der als Zeugen vorgeladenen Zigeuner und Bauern; zwischen den sich unausgesetzt in den Haaren krauenden oder mit ihren schwärzlichen Fingern die Nase wischenden Zigeunern eingekellt, paßte die Jüdin mit ihrer sommersproßigen Tochter schüchtern auf die Fragen, die der Untersuchungsrichter an sie stellte:

„Bis 11 Uhr nachts rührte dieser sich nicht von eurem Tisch? Beschwört ihr's.“ Die Jüdin hob ihre Schwurfinger, die braun-gelb waren wie ihr unter dem Arm verschwitztes Kleid, und beteuerte mit unterwürfiger Stimme, daß der reckenhafte Honz eine Stunde vorher ihren Ausschank mit tabakgefülltem Ledertoafer verlassen hätte.

Solcher wichtigen Zeugenaussage widersprachen auch dessen Schwager und Schwiegervater nicht, auch ließen sie gelten, der Mord müßte kaum zehn Minuten, nachdem

Honz der Gaststube den Rücken gekehrt, geschweh'n sein; dennoch fuhren sie fauchend gegen die Südin los, welche immer von neuem die ihr zunächststehenden Zigeuner mit beiden Armen um ihre glatten nackten Rippen faßte und truppweise als Schutzmauer gegen ihre Angreifer vorschob:

„Willst leugnen, daß er den Mörder gedungen, selbst sich feig im Sichern hielt, während ein von ihm bezahlter Halunke, sein Werkzeug, meinen Eidam mit der Hellebarde ins Genick traf, ihn meuchlerisch tötete? Den Strick um den Hals ihm!“

Die Südin schwankte: „Hä ä, warnt ich sie nicht? Geschmäht, geraust haben sich die vor mir, die Haar' glazig ausgerissen, 's Hemb aufgesetzt, blutige Schrammen ins Back gekragt, Woche, für Woche um ihre Schasherde, wer die größere, fettere hab' Ich weis'sagt's ihnen, es werd' schrecklich enden. Nicht, Rosa?“

Ihre Rosa wollte zunicken; doch den Zigeunern gefiel diese Rede nicht, sie schüttelten zwar ihre Krausköpfe, das Blut schoß ihnen dunkel in die Augen, Geschrei brach los, Anrufung Gottes und des Teufels, Schwüre und Flüche; unter Wehelauf, „wai mame“ (Mutter weh) bekreuzten sie sich, Andriß könne der Mörder nicht gewesen sein, sie hätten ihn in der Gaststube sitzen sehn in der Stunde der Mordtat; der „Dracu“ (Teufel) selbst habe Honz umgebracht, als Strafe für seine Schürzenkriecherei; worauf sie wieder unbändig lachten, sich um den Hals schlangen, kitzelten, höflich unterhielten.

Andriß schritt, nachdem er mit herrischer Geste die Gendarmen abgeschüttelt, wie ein von ihnen gefeierter Volksheld durch die Zigeuner, ergriff das große Wort vor dem Untersuchungsrichter: „Herr, ich sollte den Feldhüter gedungen haben zum Mord! Als ob man den betrogenen Ehemann noch anstiften müßte, den Verführer seiner Frau zu hassen, zu töten! Finde ich ein fremdes Paar Stiefel unter der Decke von meines Weibes Bett herausragen, so fasse ich nach der schärfstgeschliffnen Axt und schlage blind zu gegen den Eindringling, Eheschänder; hab' ein Recht auf Mord! Solch verbuhltes Mannsvolk schafft man aus der Welt! Kein Widder, kein Büffelstier läßt sich's gefallen, daß ein nicht zur Herde gehöriges Männchen ihm seine Schafe oder Kühe abspenstig macht und verschweizt; eher schlägt er ihm die Eingeweide aus dem Bauch mit seinen Hörnern. Honz wollte zur Feldhüterin, wie oft schon, wenn ihr Gatte Nachtdienst hielt. Da er grade in unachtsamer Lüsterheit zu ihrem Türchen vor der Gasse einlenkt, trifft ihn der Spieß des Feldhüters, des eiferflüchtig auf ihn lauerten, zerschmettert ihm's Genick, - wie klar ist das - kühlt ihm seine Brunst eiskalt ab, tödtlich. Brauchte er mich dazu?“

Unruhig fragte der Untersuchungsrichter, wo dieser Feldhüter zu suchen sei, und wunderte sich, als Schwager und Schwiegervater des Gemordeten sich sträubten, ihn herbei zu holen, den Bericht des Angeklagten ein unflätiges Märchen nannten, ihre gesamte Sippschaft wie eine dicke Wolke heranzführten, die alle, weiblich und männlich, mit wie zum Gebet über der Brust gefalteten Händen versicherten, ihr Verwandter sei der bräutlichste, jungfräulichste Gatte gewesen, an Treue zu seinem Weib gewaltig wie an Knochen und fleischlicher Kraft.

Fast prophetisch, Täufer Johannes ähnlich nahm sich gegen diese wohlgenährten, auch in ihrer Erregtheit noch mit gepolsterten Händen ihre gewichtigen Leiber strei-

chelnd pflegenden und um sie besorgten Bauern fettesten Dorfschichte der hagere Andritz aus, der seinen nicht ganz reinlichen rechten Zeigefinger übermäßig hochgereckt, daß er sich auf die Zehn stellen mußte, in sieghaftem Trompetertone, Schlußfanfare blasend, es nach jeder Windrichtung ausschrie: „Sie schämen sich; wollen nicht eingestehn, daß ihr Honz Ehebrecher war, knapp vor dem Bett der Feldhüterin „murit“ (verendet) ist, vom Feldhüterspieß blau und schwarz zerschlagen wie ein niedriger Dieb, räuberischer Zigeuner, Brandstifter auf nächtlicher Tat ertappt. Eher als solche Schande einzustechen, lassen sie den Mörder laufen über Hügel, Brachäcker wie einen Hasen ins Freie.“ Die Zigeuner, die seine Worte mit leidenschaftlichen Gebärden guthießen, waren nicht mehr zu halten. In überströmender Laune, die Unschuld des angeklagten Andritz unter Gelächter, gegenseitigen Puffen, menschlichen und tierischen Lust- und Wehelaufen beteurend und feiernd, drängten sie zur offenen Türe hinaus in den wie eine späte Blume nun voll aufgebrochenen sonnigen Herbsttag.

Das Urteil sprach den Angeklagten frei, weil er sein „Anderswo“ bewiesen hatte, sein Fernsein vom Tatort während des Mordgeschneiffes. Andritz ging gleich seiner Herde nach an langgebrochenen, im Lufthauch leise knisternden Mais „stücken“ (feldern) vorüber. Er fühlte wie seine Kniekehlen zitterten, verzählte sich auch beim Schafezählen, zum Ergözen seines Söhnchens, und drohte diesem ärgerlich mit der Faust: „Wenn sie mich heut' ins Gefängnis eingekastelt hätten, - weder deine Mutter, noch du, noch unser Herrgott hätten mich; je wieder in das Sonnenlicht herausgebracht; und bald verging dir dein unnützes Lachen.“

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Die kulturelle Bewegung der Deutschen Südflawiens

von Dr. L. Bauer - Neusatz

Das kulturelle Leben des Südostschwabentums befand sich bis in den Anfang der Nachkriegszeit nahezu in seinem ganzen Umfange im Zustande des Verfalls. Das hartnäckige Mühen vereinzelter deutscher Männer, so sehr sie auch auf den richtigen Weg verwiesen hatten, konnte den Kampf gegen die Flut des allgemeinen Verungarungsbestrebens nicht bestehen, zumal diese wenigen volksbewußten Schwaben des Rückhalts im eigenen Volke ermangelten. So ging die artelgene seelische Kultur der Schwaben an der mittleren Donau, die obendrein von den ungarischen Behörden für Volksaufklärung mit voller Absicht dem Untergange zugeführt wurde, allmählich verloren.

Erst die in der Nachkriegszeit zur Notwendigkeit gewordene Neueinstellung der Ministerien in den Nachfolgestaaten hielt auch unsere Donauschwaben zum Besinnen an und führte sie, vielleicht mit Ausnahme der Ungarnschwaben, nahezu allesamt zum Deutschbekenntnis zurück. Damit war den nun einsetzenden deutschen Bewegungen ein

fruchtbarer Boden gegeben, und es konnte an die Wahrung und Belebung der aus dem Mutterlande mitgebrachten seelischen Kulturgüter der breitesten Schichten des Südschwabentums herangegangen werden.

Wie in Rumänien, so nahm auch in Südslawien das deutsche Erwachen unter den 600 000 Schwaben in der Wojewodschaft und Slawonien den gleichen, alles in seinen Bannkreis ziehenden Verlauf. Diese Bewegung nahm ihren Ausgang von den noch in ungarischer Zeit dem deutschen Gedanken zuneigenden Stätten schwäbischer Siedlung und gewann vornehmlich in den vormals dem Deutschtum abgeneigtesten Gebieten, wie in der Batschka und im nördlichen Banate, den rückhaltlosesten Anschluß. So wurde das südslawische Schwabentum schon im Jahre 1919 ein geschlossenes Völkchen, das seiner kulturellen Entwicklung eine einmütige, im lauteren deutschen Volksbewußtsein verankerte Richtung geben wollte.

Zum schönen Gelingen der deutschen Kulturbewegung in Südslawien trug aber auch der Umstand bei, daß die südslawische Regierung selbst unsere der ungarischen Welt nicht abholden Schwaben in ein deutsches Kulturleben hineinzuführen trachtete, wobei sie ihre hinsichtlich einer freiheitlichen kulturellen Entwicklung gemachten Zusicherungen anfangs auch verwirklichte, so in Bezug auf das Schulwesen, das Vereins- und Verbandwesen und der freien Pflege der angestammten Kultur im allgemeinen. Die von deutschen Knaben und Mädchen besuchten Volks- und Bürgerschulen wurden verdeutsch. In Werschetz, Hatzfeld und Neuwertbaß wurden deutsche Gymnasien errichtet, und zum stufenweisen Ausbau von höheren deutschen Schulen sollte es auch in Neufaz und Pantshowa kommen. Die serbische Leitung dieser Schulen tat zumindest in der ersten Zeit ihre Wirksamkeit die Absicht dar, den deutschen Schulen die deutsche Wesensart belassen zu wollen. Zu einer deutschen Lehrerbildungsanstalt, die unserer Volksschule die richtige deutsche Grundlage gegeben hätte, ist es allerdings nicht gekommen.

Durch das Versprechen grundsätzlicher Begünstigung von serbischer Seite angeregt, verabfümte es die deutsche Minderheit Südslawiens nicht, den Zusammenschluß zu kultureller Betätigung zu suchen. Die im Jahre 1919 erfolgte Gründung des Deutschen Wirtschafts- und Kulturvereins in Großbetschkerek war der erste solche Versuch; der Wirkungskreis dieses Vereins griff jedoch niemals über das mittlere Banat hinaus.

Die erste allgemeine, kulturelle Landesorganisation und damit die kulturelle Bewegung des Gesamtdeutschtums in Südslawien trat mit der am 20. Juni 1920 zu Neufaz vorgenommenen Gründung des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes ins Leben. Der deutschen Minderheit Südslawiens war durch die amtliche Genehmigung der Satzungen dieses Bundes der willkommenere Arbeitsboden gegeben, auf dem sie ihr kulturelles Leben durch Selbsthilfe im weitesten Ausmaße zur Entfaltung bringen konnte.

Der Schwäbisch-deutsche Kulturbund mit der umfassenden Aufgabe der Förderung der geistigen, ethischen, ästhetischen und wirtschaftlichen Kultur der in Südslawien beheimateten Deutschen setzte mit seiner organisatorischen Arbeit zu der für das südslawische Deutschtum psychologisch günstigsten Zeit ein. Die Schwaben waren im

deutschen Volksbewußtsein erwacht und der Wunsch zum Zusammenschlusse war vorhanden. Der Fortschritt der Organisation gestaltete sich daher schon in den ersten Monaten überwältigend. Die Ausbreitung der Tätigkeit des Bundes faßte vorerst im Banate und in der Batschka Fuß und griff von dort auf Syrmien über. Zwei Jahre nach seiner Gründung erstreckte sich der Wirkungsbereich der Hauptleitung des Bundes auf 127 Ortsgruppen: davon über ein halbes Hundert im Banate und in der Batschka, ein Duzend in Syrmien und eine in Slowenien. Dabei war die Zahl der Ortsgruppen in stetem Wachsen begriffen und die landschaftliche Ausdehnungsmöglichkeit der Organisation noch unbegrenzt. Die Anzahl der Mitglieder stieg auf nicht weniger als 45 000.

Die Schwaben Südslawiens befanden sich damit auf dem Wege, ein Volk mit einheitlichem Kulturbestreben ohne innern Gegensatz zu werden. Als erfreuliches Zeichen für eine völkisch-kulturelle Bewegung konnte angesehen werden, daß die sonst im sozialpolitischen Kampfe eine Sonderstellung einnehmenden deutschen Sozialdemokraten dem Schwäbisch-deutschen Kulturbunde ihre volle Unterstützung gewährten. Der Fluß dieser deutschen Volkswerbung auf der Grundlage einer Arbeitsgemeinschaft als kultureller Selbsthilfe mußte auch diesen durchgreifenden Erfolg haben, da der sehnliche Wunsch nach Auslösung der bisher gehemmten kulturellen Tatkraft schon lange im Herzen der deutschen Bevölkerung geschlummert hatte und sich unmittelbar nach Befreiung der Hemmnisse zur Wirksamkeit anschickte. Es war eben die für das sonst so traurige Schicksal des Südoschwaben ganz unerwartet heraufgekommene Möglichkeit, daß der Deutsche wieder deutsch sein und seinem Verlangen nach Entfaltung der angestammten Kultur ziemlich unbehindert nachgehen durfte.

Wer den Versammlungen und Festlichkeiten der Schwaben in dieser Zeit anwohnte, konnte die Bekundung des heiligen Wunsches und Willens, an ein eigenes deutsches Kulturwerk die arbeitsfreudige und opferbereite Hand anzulegen, aus aller Augen leuchten sehen. Mit der biederen Ehrlichkeit, wie sie eben nur dem Deutschen eigen ist, wollte der Schwabe an seinen Kulturbau herantreten und ihn im reinsten Glauben an ein höher gestittetes Ideal der Vervollkommnung zuführen. Tausende waren solchen Sinnes und erhoben sich allenthalben aus dem Volke zu frohgemuter Tat.

Das Deutschtum Südslawiens erfreute sich aber nur kurze Zeit dieser Freiheit, denn bald sollte es schon wieder von der Mißgunst seines Schicksals heimgesucht werden. Die schon im Jahre 1919 durchgeführte Verstaatlichung aller Schulen Südslawiens brachte ihm den argen Nachteil, daß es über sein ganzes Schulwesen das Bestimmungsrecht verlor. Im Jahre 1922 wurden die 12 Syrmier Ortsgruppen des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes von der Landesregierung in Agram, die das seitens der Serben den Deutschen erwiesene Entgegenkommen auf kroatisch-slawonischem Boden nicht anerkennen wollte, mit der Begründung aufgelöst, daß die Ortsgruppen dem kroatisch-slawonischen Vereinsrechte gemäß ihre Satzungen einzeln einreichen mögen. Die hierauf nach Agram gerichteten Eingaben sind bis heute nicht beantwortet worden. Die in Gottschee errichtete Ortsgruppe, die einzige in Slowenien, wurde kurz nach ihrer Gründung aufgelöst. Kroaten und Slowenen verhielten sich auch im übrigen zur kulturellen Bewegung der Deutschen viel unfreundlicher.

Anfangs des Jahres 1924 nötigten die Umstände den Klub der deutschen Abgeord-

neten zur Opposition überzugehen. Seitdem verlor auch das duldsamere Verhalten der Serben den deutschen Kulturbestrebungen gegenüber jedes Maß. Dies geschah jedoch zu einer Zeit, als die aller Anregung verlustig gegangene Ungarnfreundlichkeit der Schwaben schon zu verblaffen begann. Im März 1924, kurz nach den Parlamentswahlen, sperrte der damalige Unterrichtsminister die höheren deutschen Schulen bis auf die nur aus vier unteren Klassen bestehenden Kumpfgymnasien in Wersehe und Neuwesbaß. Im April darauf wurde auf Anregung desselben Ministers die Tätigkeit des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes eingestellt. Dazu kam noch das seit den Parlamentswahlen zur Ublichkeit gewordene Niederhalten jedweder völkisch-kulturellen Regung in den deutschen Gemeinden.

Das deutsche Kulturleben ging also bis auf einiges wenige wieder verloren. Bloß die alten Gesangvereine, da und dort ein Bühnenverein oder Leseverein verfolgten noch in aller Dürftigkeit den schon früher eingeschlagenen Weg. Der deutsche Glaube an kulturelle Freiheitlichkeit und an die Möglichkeit des kulturellen Aufstiegs aus eigener Kraft erlitt eine arge Enttäuschung. Nach vier Jahren emsigen Schaffens sah der südslawische Deutsche sich zurückgesetzt, zurückgenötigt in den unumgänglichen Zustand des völkischen Kultursterbens. Nur die bare Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern blieb übrig.

Im Oktober 1924 wurde die Ausübung der Tätigkeit des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes durch die damals über kurze Zeit zur Regierung gekommene Opposition wohl wieder gestattet. Die Möglichkeit zu tatsächlichem Wirken innerhalb des Bundes wurde jedoch nur teilweise gegeben. Mit der Bundesleitung in Neusäß haben bis heute, also nach zwei Jahren, nur etwa zwei Duzend Ortsgruppen im südlichen und mittleren Banate ihre Freiheit wieder erlangt, die übrigen, so alle in der Batschka und Syrmien, warten noch immer vergebens auf die ihnen nun auch rechtlich gebührende Wiedergenehmigung der Tätigkeit.

Bei all diesen Unbilden mußten die Deutschen Südslawiens noch die traurige Erfahrung machen, daß selbst das einzige, was ihnen von den Nachkriegserrungenschaften noch verblieb, die deutsche Volksschule in der Wojwodschast, einer zunehmenden Entdeutschung anheimfiel. Der Unterricht wird teilweise schon serbisch erteilt, nichtdeutsche und der deutschen Sprache oftmals nur mangelhaft kundige Lehrkräfte wirken an den deutschen Volksschulen, und an gut deutsch gebildeten Lehrern fehlt es mangels einer deutschen Lehrerbildungsanstalt fast durchwegs. Dazu kommen noch die dürftigen deutschen Schulbücher.

Neben der heute nur belanglosen Tätigkeit des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes hat noch die im Jahre 1923 aus dem Bunde hervorgegangene Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft „Agraria“ Erwähnung zu finden, die als Landesorganisation an der Hebung der landwirtschaftlichen Aufklärung der Deutschen tätig ist.

So steht es mit der nachkriegszeitlichen kulturellen Bewegung der Deutschen Südslawiens: ein Aufwallen im deutschen Bewußtwerden und Kulturbestreben, dann der hemmende Eingriff der Staatsführung, der vielleicht das jäh aufblühende Kulturleben der deutschen Minderheit mißfallen hat, und das frühe Ende. Wieder eine jener traurigen Erfahrungen für den Südostschwaben, die ihn endlich im mitgebrachten

alten Glauben an kulturelle Fortschrittsmöglichkeiten überhaupt erschüttern müssen. Der Ausblick in die Zukunft ist trüb, denn voraussichtlich wird den Deutschen Südblawiens erst mit der allgemeinen Lösung der europäischen Minderheitenfrage die Wendung zum Bessern beschieden sein.

Die Deutschen in Slowenen, die nicht viel mehr als ein Zehntel der deutschen Gesamtbevölkerung Südblawiens ausmachen, sind durch die neue Staatenordnung in einen vom früheren grundverschiedenen Zustand versetzt worden. Sie führten um jede ihrer kulturellen Einrichtungen einen Kampf, bis sie schließlich fast alles verloren. Ihre kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten sind vielleicht noch unerquicklicher, als die ihrer schwäbischen Landsleute. Was bei ihnen heute an organisiertem kulturellem Leben anzutreffen ist, erschöpft sich in der eingeschränkten Tätigkeit des Politischen und Wirtschaftlichen Vereins der Deutschen in Slowenien mit dem Sitz in Marburg.

Die Alten

von Elfe Aischer • Temeswar

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Da wir näher schon dem Ende kommen:
ist es nicht, als fielen alle Lasten
von den Schultern, jede schwere Bürde?

Ruhig schreiten wir und ohne Hasten,
auf den Scheiteln silbergraue Würde.
Jede Unrast ward von uns genommen.

Wissend, daß nur kurz der Weg noch sei,
ward so friedlich unser Traum und Schlummer:
und wir haben nichts zu fürchten mehr und fragen...

Die gegenwärtige Lage der deutschen Volkskunde in Böhmen

von Universitätsprofessor Dr. Adolf Hauffen - Prag

In diesem Bericht kann ich nur die Erforschung der deutschen Volksüberlieferungen in Böhmen darstellen und das nur im Umriß mit einem Rückblick in die Vergangenheit und einem Ausblick in die Zukunft. Schon früh wurden bei uns allgemeine, wenn auch nicht erschöpfende Darstellungen über Volksüberlieferungen einzelner Landschaften verfaßt. So die von dem Egerer Magistratsrat S. Grüner 1825 für Goethe niedergeschriebene Schrift „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer,“ die allerdings vollständig erst 1901 von A. John (Hauffens Beiträge IV) herausgegeben wurde und von Josef R ank „Aus dem Böhmerwalde“ 1843 (Neuausgabe mit „volkskundlichen Beiträgen aus Ranks übrigen Werken“ herausgegeben von R. Wagner [Hauffens Beiträge XIII 1917]). Doch ein wissenschaftlicher Betrieb der heimischen Volkskunde begann erst wenige Jahre vor 1900 wie auch in andern deutschen Landschaften, angeregt durch die vom Berliner Germanisten Karl Weinhold 1890 angebahnte wissenschaftliche Methode der Volkskunde. Die 1891 gegründete Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat 1894 A. Hauffen beauftragt mit einer über sich ganz Deutschböhmen zu erstreckenden Auffammlung sämtlicher Volksüberlieferungen. Nach einem bestimmten Arbeitsplan auf Grund eines von Hauffen verfaßten Fragebogens sind nach einer sechsjährigen Sammeltätigkeit mit Hilfe von über 200 Lehrern aus allen deutschen Landschaften Böhmens überaus reichhaltige Beantwortungen eingelangt und im Volkskunde-Archiv der Gesellschaft aufbewahrt worden. Viel daraus wurde schon wissenschaftlich verarbeitet, aber nur ein kleiner Teil davon veröffentlicht, hauptsächlich in den von Hauffen seit 1896 herausgegebenen „Beiträgen zur deutschböhmisches Volkskunde.“ Diese Reihe wurde eröffnet durch Hauffens „Einführung in die deutschböhmisches Volkskunde nebst einer Bibliographie.“ Bei den weiteren Bänden wurde der Standpunkt eingenommen, tüchtige Leistungen aus verschiedenen Zweigen der Volkskunde als Vorbilder für ähnliche Arbeiten herauszugeben. Darum wurde auch noch 1896 die beste Beantwortung des Fragebogens, Gustav Laubes „Volks-tümliche Überlieferungen aus Tepliz und Umgebung“ (2. Auflage 1902) veröffentlicht. Durch die Einführung und die Beiträge veranlaßt, brachten mehrere ältere und jüngere heimische Zeitschriften zahlreiche volkskundliche Aufsätze, natürlich von ungleichem Wert. Überdies entstanden drei Zeitschriften, die sich mit reichen Ergebnissen nur der heimischen Volkskunde widmen: 1898 von A. John begründet und bis heute herausgegeben die Monatschrift „Unser Egerland“, die von E. Langer von 1901 - 1914 herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ und die seit 1905 bis heute erscheinenden „Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengstler Landes.“

Die Deutschen in Böhmen sprechen vier von einander verschiedene Mundarten

mit vielen Untermundarten, Übergängen und eingesprengten abweichenden Sprechweisen. Erstens das Mittelbayerische im Böhmerwald bis gegen Eisenstein hinauf, in der von Niederösterreich hereinragenden Sprachzunge von Neubistritz und in den stark gemischten Sprachinseln Budweis und Umgebung sowie in Strischitz. Diese Mundart geht im Norden allmählich ins Nordbayerische über. Sie wird in Westböhmen bis zum Fuß des Erzgebirges (Egerland und Umkreis) gesprochen. Diesen oberdeutschen Mundarten stehen die ostmitteldeutschen gegenüber. Im Erzgebirge und den Vorlanden wird die nordwestböhmische und die ober-sächsisch-schlesische Mundart gesprochen. Von der Elbe ostwärts beginnt immer deutlicher das Schlessische mit den Untermundarten des Isergebirges, des Riesengebirges, des Braunauger Ländchens und des Adlergebirges. Die Mundart des Schönhengstler Gaues weist auf fränkischer Grundlage schlesische Mischung auf, während der nördliche in Böhmen liegende Teil der Iglauer Sprachinsel auf schlesischer Grundlage stark bayerisch gefärbt ist. Für die wissenschaftliche Erforschung des Wortschatzes hat sich der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen bald nach seiner Gründung durch Herausgabe von Anleitungen 1864 und neuerdings 1896 eingesetzt, aber eine Fortführung dieser Bestrebungen erfolgte nicht. Eine günstige Aussicht zur Bergung des Wortschatzes im südlichen und westlichen Böhmen eröffnete der Beschluß der Akademien der Wissenschaften in Wien und München (1911), ein vollständiges Wörterbuch der bayerisch-österreichischen Mundarten in Angriff zu nehmen. P. Lesfiak, Professor für ältere deutsche Sprache und für Literatur an der deutschen Universität in Prag (1911-1920), hat sich durch Abfassung mehrerer eingehender Fragebogen, durch Beschaffung geeigneter Aufzeichner und durch Veranlassung mundartlicher Dissertationen für das Fortschreiten der Sammeltätigkeit große Verdienste erworben. Neben vielen ältern, meist minderwertigen Schriften und Abhandlungen zu der heimischen Mundartenkunde erschienen später durch die im Rahmen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen von H. Lambel gegründeten „Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten“ tüchtige Leistungen: Das zweibändige Werk von J. Schiepek, „Der Sagbau der Egerländer Mundart,“ (1899 und 1908), sowie von A. Hausenblas Grammatik der nordwestböhmischen Mundart (1914). Der Nachfolger Lesfiaks E. Gierach übernahm nach Lambels Tod diese „Beiträge,“ und unter seiner Leitung wurden eben fertig die wissenschaftlich gründlichen Arbeiten von F. Festschke, „Die schlesische Mundart in Ostböhmen, I Lautlehre“, von D. Eichhorn „Mundarten-Geographie des südlichen Egerlandes“ und H. Dittrich „Die Mundart des Jeschken- und Isergaues.“ Das Unternehmen des Sprachatlases des deutschen Reiches, das in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von G. Wenker in die Hand genommen wurde, nämlich 40 schriftdeutsche Sätze mit sorgfältiger Auswahl von Wörtern und Wendungen wurden an 40, 736 Schulorte gesendet, um dort in die heimische Mundart übertragen zu werden. Im Reiche hat dieses Unternehmen seit langem reiche wissenschaftliche Ergebnisse gezeitigt. Die Ausdehnung dieses Sprachatlases auf die deutschen Gebiete in der Tschechoslowakei wurde kürzlich durch Gierach eröffnet im Auftrag der Kommission für die sudetendeutsche Heimatforschung der erwähnten Gesellschaft.

Welt mehr im Rückstand sind wir bei der für die Geschichte der Besiedlung so unentbehrlichen *Namenskunde*. Neben vielen verfehlten Arbeiten sind nur wenige gute hervorzuheben. Darunter besonders die abgerundete Studie *W. Loischer's* über die Namen seines Heimatortes Popitz im Egerland (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Bd. 36) und von *J. M. Klimesch* „Die Ortsnamen im südlichen und südwestlichen Böhmen“ (ebenda 47. - 50. Bd.). Wenige Untersuchungen über heimische Familiennamen vom 14. Jahrhundert herauf sind in Jahresberichten von Mittelschulen erschienen: *J. Trötscher* für Eger 1883, *J. Blumer* für Leitmeritz 1895/6 und *A. Tragl* für Leipa 1896, die reiche Nachfolger verdienen. Zu einem großen Aufschwung wird jetzt *Gierach* die heimische Namensforschung bringen durch die von ihm kürzlich gegründete Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung der deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben ist zunächst die allgemeine Auffammlung und Verarbeitung von Flur- und Ortsnamen. Ein überaus wertvoller Beitrag dazu wurde verfaßt von dem Privatdozenten für ältere deutsche Sprache und Literatur sowie für Heimatforschung *E. Schwarz*, Zur Namensgebung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern (Prager deutsche Studien 30) 1923.

Über die in Deutschböhmen vorhandenen *Dorfformen*: 1.) Einzelgehöfte in Gebirgen mit Wald und Sumpf, im Böhmerwald (Einschichten) sowie im Iser- und Riesengebirge (Bauden), 2.) Reihendörfer im größten Teil des von Ankömmlingen aus wilder Wurzel besiedelten Bodens, 3.) Rund- und Straßendörfer auf ehemals slawischen Strecken fehlt es an genaueren Einzeluntersuchungen wie an einer umfassenden Darstellung. Auch besitzen wir nur eine auf Urkunden aufgebaute ausführliche Geschichte eines Dorfes, die seiner Heimat Oberlohma von *A. Sohn* (Hauffens Beiträge IV. 2). Hingegen erfreuen wir uns mehrerer tüchtiger Darstellungen über das *Bauernhaus*. Fast in dem ganzen deutschen Gebiet herrscht die fränkische Form in vielen Spielarten der Einheitshäuser und der Hofanlagen, die auch von den Tschechen, mit nur äußerlichen Abänderungen, übernommen wurde. Nur im Böhmerwald finden wir das bayrisch-österreichische Haus. Für dieses Gebiet hat *J. Schramk* (Beiträge XII) aus der Fülle der Verschiedenheiten und Neuerungen drei Arten herausgefunden, die jüngeren Formen des Wallinger und des oberösterreichischen, sowie die älteste des Hochgebirgshauses. *J. Hofmann* (Unser Egerland 1906) hat das Bauernhaus in der Umgebung Karlsbads nach Bauzeiten von 1700 bis 1850 dargestellt. *W. Wachsman* (Erzgebirgszeitung 1902/04) beschreibt den Ziegel- und Blockbau sowie die Architektur im Erz- und Mittelgebirge. Das Mittelgebirgshaus insbesondere teilt *J. Lippert* (Beiträge I. 3) in zwei Arten ein, das Balkonhaus mit langem Gang und das Bühnchenhaus mit einer Laube, beide im Obergeschoß. Für das nordöstliche Böhmen hat *K. Kühn* (Technische Blätter 1914) die volkstümliche Bauweise, besonders in den dortigen Kleinstädten, wo im Gegensatz zu den Nachbarländern der Holzbau noch im 18. Jahrhundert üblich war, eingehend beschrieben. Die weitaus umfangreichste und wissenschaftlich gründlichste Arbeit über diesen Gegenstand ist die Dissertation von *B. Schier* „Das Siedlungswesen im Bezirk Friedland.“ Nach einer ausführlichen, durch Urkunden gestützten Beschreibung der Flur und der Siede-

lungen wird das Bauernhaus mit allem Zubehör, zum Teil vom ausgehenden Mittelalter herauf beschrieben, wo auch nebenbei eine Geschichte des Bauernstandes und der ländlichen Handwerker geboten wird. Diese Arbeit wird in der von Gieracg geleiteten, in Lieferungen erscheinenden mehrbändigen Heimatkunde des Bezirkes Friedland veröffentlicht. Alle diese Arbeiten, die letzte besonders reichlich, sind mit Bildern und Plänen versehen.*

Der frische Born der Volksdichtung jeglicher Art sprudelt wie in den meisten deutschen Landschaften auch bei uns überall kräftig hervor. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts ab wurden Mythen, Märchen und Sagen von heimischen Schriftstellern verwertet, die aber deutsches und tschechisches Gut durcheinandermengen und, was noch schlimmer ist, zu langen Geschichten erkünstelt und sentimental verarbeiten. Daneben erschienen aber schon seit den sechziger Jahren Sammlungen mit schlichter Erzählungsweise und mit wertvollen Beigaben. Hervorzuheben seien daraus H. Gräbl „Sagenbuch des Egergaues“ 1892, 2. Auflage 1913. I. Kern „Die Sagen des Leitmeritzer Gaues“ 1921, F. Straßeks Sagen und Märchen aus dem Riesengebirge 1911. Aus dem Umkreis von Landskron erschien eine umfangliche Ausgabe von Czerni 1905 und einige kleinere aber vortrefflichen Sagenbüchlein von E. Lehmann 1921/24. Weit aus die beste Sammlung ist G. Sungebauers Werk „Böhmerwald - Sagen“ 1924, vortrefflich durch die Auswahl, die schlichte wirksame Wiedergabe, die wertvollen Einleitungen in die drei Bücher „Landschaft und Heidentum“, „Geschichte und Christentum“, „Volk und Geisterwelt“, sowie die literarischen Anmerkungen. Nach zahlreichen Ausgaben über den Bergeshelden des Riesengebirges Rübzahl von fremden und heimischen Verfassern hat Sungebauer in seiner Habilitationsschrift „Die Rübzahlfrage“ 1923 diesen Gegenstand übersichtlich und erschöpfend behandelt. Auch bei uns haben sich Sagen und Schwänke in verschiedenen Landschaften an geschichtliche Persönlichkeiten geknüpft. Der berühmteste darunter ist Kittel mit dem Beinamen der nordböhmisches Faust. Nach jahrelangem Bemühen konnte Karl R. Fischer in eigener Schrift 1924 aus den willkürlich bearbeiteten Sagen nach dem Volksmund den echten Kern feststellen sowie das Leben und die Persönlichkeit Kittels nach Urkunden und gesicherten Nachrichten ausführlich erzählen. In ähnlicher Weise hat J. Endt die Lebensdaten nach Urkunden für den P. Hahn und den Wunderdoktor Rölz zusammengestellt und im ganzen 500 Geschichten über diese und viele Schwänke gesammelt und in volkstümlicher Weise erzählt (Beiträge X, 190, 2. Aufl. 1924). Diese Sammlungen erweisen, daß das Volk noch in der letzten Zeit die Gabe hat „Sagenkreise“ zu bilden. Röstliche Schwänke wurden auch über den Erzdechanten Hocke in Poltitz erzählt und von Mittel: „Geschichten vom Hockewanzel“ 1881 gesammelt, die bis heute in immer neuen Auflagen erscheinen. Böhmerwaldschwänke hat R. Kubitschek in zwei Büchlein 1919 und 1920 herausgegeben.

Schluß folgt.

* Damit der vorgeschriebene Raum nicht überschritten werde, muß ich die Abschnitte über Volkstracht, Hausgewerbe, Volkskunst, Bräuche und Feste, Volksrecht, volkstümliche Heilkunde, Segen und Beschwörungen weglassen, obwohl auch auf diesem Gebiet bei uns manche tüchtigen Leistungen erschienen sind.

Rundschau

Das Auslanddeutschtum im Unterricht

Praktische Ratschläge und Lehrmittel für volkskundliche Unterweisung und Erziehung, herausgegeben von Dr. Paul Rohrbach und Herbert Rudolph. Hier liegt der Plan vor, in Form von fortlaufenden Hefen das Unterrichtsmaterial zur Kunde des Auslanddeutschtums allmählich nutzbringend zu gestalten. Die Verfechter dieser Idee haben eben die ersten beiden Hefte herausgebracht, in denen die Methode entwickelt wird und in denen gleich auch ein Siedlungsgebiet - Siebenbürgen - behandelt erscheint.

In den Mittelpunkt des auslanddeutschen Volkskundeunterrichtes wird das Bild gestellt. Bunte Wandbilder (Format 70 x 100 cm.) führen den Schüler an der Hand erläuternder Bemerkungen des Lehrers in die Lebensformen der auslanddeutschen Siedlung ein. „In der Schule ist vom Sudetendeutschtum, vom Deutschtum in Siebenbürgen, in Südtirol . . . die Rede . . . Jetzt sieht er in der Schule ein Wandbild. Es stellt eine siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburg dar, und an diesem Bild wird unter der Erläuterung des Lehrers lebendig, wie die Siebenbürger Sachsen durch die Jahrhunderte kämpfend ihr Gemeinwesen, ihr deutsches Volkstum und ihre deutsche Kultur hindurchgerettet haben. Jede Dorfkirche eine Festung! Was kann deutlicher auf die jugendliche Vorstellung wirken, damit ihr eingeprägt werde, was dies Stück Auslanddeutschtum bedeutet.“

Damit der Lehrer das zu den Wandtafeln gehörige Material übersichtlich zur Hand habe, wird ein Siedlungsgebiet in einem Heft zusammengefaßt. Es wird das Gebiet systematisch in den Zusammenhang der großen europäischen Kolonisationen hineingestellt, es wird z. B. dem ersten Heft eine Schwarz-Weiß-Karte mit schärfster Hervorhebung der deutschen Volksinseln in Südosteuropa beigegeben, es werden wichtigste Kapitel aus der Geschichte der betreffenden Siedlungsgruppe in packender Darstellung gegeben, volkskundliche Schilderungen aus der Feder bodenständiger Schriftsteller wechseln mit besonders charakteristischen und eindrucksvollen Stellen aus dem hochdeutschen Schrifttum oder aus der Mundart ab. Schließlich folgt eine Erklärung der Wandbilder.

So gelingt es Paul Rohrbach und Herbert Rudolph tatsächlich, in engem Rahmen Siebenbürgen plastisch in die Vorstellungswelt des reichsdeutschen Kindes hineinzustellen, starke Gemütschwingungen hervorzurufen und der Phantasie (ohne Erzeugung einer falschen und überspannten Vorstellungsrichtung) weiten Spielraum zu geben. Wir betrachten das Unterrichtswerk, das hier angebahnt wird, als einen der realsten Versuche, ein gesamt-deutsches Denken und Vorstellen im deutschen Volke zu erzielen. Nicht die Flut des Schrifttums, das sich gegenwärtig über auslanddeutsche Fragen ergießt, macht es aus, sondern eine gründlich durchdachte Methode, die Sicherheit gewährt an die Vorstellungsbildung wirklich heranzukommen. Ein glücklicher Griff scheint hier getan, wir als Auslanddeutsche müssen ihn aus vollem Herzen begrüßen. Wir glauben übrigens, daß die

Sache nicht nur in Bezug auf uns, sondern für uns selbst Bedeutung hat, inso-
weit als wir das Anschauungsmaterial zur gegenseitigen Kenntnis benützen
wollen.

Dr. Richard Esaki - Hermannstadt.

Der fünfjährige Bestand der Herdergesellschaft in Riga und die Hochschulfrage der außerbalti- schen auslanddeutschen Siedlungen

Am 8. September hat in Riga eine stille, aber umso bedeutsamere Feier stattgefun-
den: Die Herdergesellschaft, die nach dem Wegfall der Universität Dorpat für das
lettische Deutschtum versucht, das geistige Leben des Baltentums auf akademisch-wissen-
schaftlichem Boden zusammenzufassen, beging ihren fünften Jahrestag. Unter den
schwierigsten äußeren Verhältnissen, gewissermaßen aus dem Nichts heraus ist es eini-
gen hochstrebenden Männern (Professor von Sokolowski, Professor Dr. Kupfer,
Prof. Dr. Klumberg) gelungen, ein akademisches Institut mit reichsdeutschem Univer-
sitätsniveau zu schaffen, das heute schon Anspruch auf Anerkennung seitens des lett-
schen Staates erheben kann. Central University Library Cluj

Die vielen Kurse - auch mit Hilfe ausländischer Dozenten -, die weitverzweigte geis-
tig-sittliche Einwirkung auf die letzte Entwicklung des Deutschtums in Lettland - all
das sind innerkulturelle Fragen der Balten. Uns andere Auslandsdeutsche interessiert
an dem Herderinstitut kulturpolitisch vor allem die Tatsache, daß es möglich
war, ohne den ungeheuer großen Apparat, der sonst etwa bei staat-
lichen Hochschulgründungen nötig ist, eine von reinem Idealismus
getragene Einrichtung von Hochschulrang und Hochschulwirkung
zu schaffen und aus eigener Kraft zu erhalten. Es mag sein, daß das
Baltentum infolge seiner reichen akademischen Überlieferung hiezu geistig besonders in
der Lage war, trotzdem muß die Leistung als solche den übrigen auslanddeutschen
Gruppen zu denken geben. Zwar spielt für uns alle (das Subtendentschum mit
seinen eigenen, staatlich geführten Hochschulen ausgenommen) die Hochschulfrage eine
eigentlich aktuelle Rolle noch nicht. Ist doch überall das Problem der Erhaltung oder
Schaffung höherer Schulen oder gar noch der Volksschulen nicht gelöst. Aber die
Frage eines zentralen Institutes für das wissenschaftliche Leben, für Heranbildung
wissenschaftlicher Arbeiter, für die über den Tag hinausgehende Durchtränkung des
geistig-sittlichen Lebens in der Volksgemeinschaft - mit einem Wort einer Krönung
unseres geistigen Aufbaues ist doch für all unsere Siedlungsgebiete auch jetzt schon
spruchreif. Dabei sei von vorneherein betont, daß nicht nur an einen aus ehrlich stre-
benden Männern bestehenden wissenschaftlichen Verein, sondern nach dem Beispiel der
Herdergesellschaft an ein im besten Sinn akademisches Institut mit Fachkräften vom

Ränge eines Hochschullehrers gedacht ist. Die produktivste Leistung des Baltentums seit dem Kriege besteht außer der Schaffung der Kulturautonomie in Estland in der Begründung des Herderinstituts, das uns zeigt, wie allen Skeptikern zum Trotz die höchste Form deutscher Geistigkeit selbst in der kleinsten Volksgemeinschaft gepflegt werden kann!...

Dr. Richard Esaki - Hermannstadt.

Eine Gesellschaft für das süddeutsche Theater

Im Mai d. J. ist in München eine Gesellschaft für das süddeutsche Theater begründet worden (Anreger Universitätsprofessor Dr. Rutschker), die das in der Kultursphäre der süddeutschen Stämme etwa von Frankfurt a. M. bis Wien stehende Volks- und Berufstheater wissenschaftlich erforschen und von seinen natürlichen Lebensbedingungen her fördern will. Soeben erscheint auch das erste Heft der von der Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift. Für das südosteuropäische Auslanddeutschum ist von Bedeutung, daß die neue Organisation von Anfang an auch sein von jeher dem österreichischen Kulturkreis unterworfenes Theater in ihren Interessenkreismittelnbezieht. Tatsächlich sind ja die deutschen Theater des ehemaligen Ungarn von Preßburg über Ofenpest bis Temeswar, von Kaschau bis Hermannstadt Ableger der Wiener Burg gewesen. Nirgend hat sich selbst bei dem starren Siebenbürger Sachsentum der spezifisch österreichische Einschlag stärker gezeigt als im Berufstheater.

Heute nun besinnt sich auch die Theaterforschung hierauf und auch darauf, daß wohl im Auslanddeutschum noch tiefe Fundgruben alter Volksspiele- und Tänze zu finden sind, daß manches volkskundliche Material vielleicht überhaupt nur noch beim Auslanddeutschum anzutreffen ist. So steht denn auch im ersten Heft der Gesellschaft der Wortlaut der Festrede gelegentlich der Begründung, die ausdrücklich ein Auslandsdeutscher hielt, so sind auch die ersten Studienfahrten der Gesellschaft in deutsches Bauernland nach Ungarn gegangen.

Hochschulkurse

Auch in diesem Jahre haben in Reichenberg, Riga, Dorpat, Reval, Hermannstadt und Kronstadt Hochschulkurse stattgefunden, die wie bisher im wesentlichen von reichsdeutschen Hochschullehrern getragen wurden und so außer ihrem rein wissenschaftlichen Ertrag dazu geeignet waren, den festen geistigen Zusammenhalt mit dem Mutterlande zu vertiefen. Es kann freudig festgestellt werden, daß diese „Septemberwochen“ (in Reichenberg war August) bereits zu dem eisernen Bestande des geistigen Leben in unseren auslandsdeutschen Kulturzentren gehören.

Die subetendeutsche Woche in Reichenberg stand diesmal unter dem Zeichen der

Volks- und Bodenverteidigung (Prof. Dr. Gierach: Die germanische Zelt und die deutsche Wiederbesiedlung, Senator Hartl: Die Bodenreform im tschechoslowakischen Staat, Senator Jesser: Das Wesen des nationalen Kampfes usw.), der deutsche Ferienhochschulkurs des Kulturamtes in Hermannstadt ging unter dem einheitlichen Allgemeinthema „Deutsche Volkskunde“ vor sich, in Baltikum fanden in allen drei Städten von den gleichen Professoren bestrittene Vorlesungsreihen statt, wobei hauptsächlich unsere Zeit bewegende theologisch-religiöse, historisch-methodische und paläobiologische Themen behandelt wurden. In Kronstadt wurde ein rein medizinischer Fortbildungskurs abgehalten.

Bücherschau

Jahrbuch der Deutschen in Rumänien für das Jahr 1927 herausgegeben vom Deutschen Kulturamt in Hermannstadt. Verlag W. Krafft und Jos. Drotleff, Hermannstadt 1926.

Das Jahrbuch ist als Beigabe zu den volkstümlichen Kalendern der einzelnen deutschen Gaue Rumäniens gedacht, dadurch wird ihm die denkbar weiteste Verbreitung gesichert. Da die Kalender den unterhaltenden, auf das Gemüt durch Sprüche, Gedichte usw. wirkenden Teil je nach den Bedürfnissen der Landschaft und des Volkstammes besorgen, kann sich das Jahrbuch darauf beschränken, in nüchternster und kürzester Form das sachlich wertvolle Material schlagwortartig zu gliedern. Auf etwa 40 Seiten ist reichster, für den praktischen Tagesgebrauch bestimmter Stoff zusammengetragen. In drei großen Gedankenkomplexen erfolgt die Gliederung: I. Vom Staat Rumänien (Daten über die Verfassung, das Herrscherhaus, die Regierung, das Parlament, die Parteien, Steuer, Verwaltungseinheiten, Recht, Militär, Verkehr, diplomatische Vertretungen, Ortsnamen, Verwaltung, Bevölkerungsstatistik), II. Vom Deutschtum in Rumänien (Jahreschronik, Gedenktage, politische, wirtschaftliche, kulturelle Volksorganisation, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Kirche, Schule, Hochschulwesen, Hochschüler, Anschriften, Zeitungen, Zeitschriften, Bibliographie, Landsleute im Ausland), III. Vom Deutschtum in aller Welt (Bevölkerungsstatistik der Erde, Statistik des Weltdeutschtums, Anschriften, Auslandsdeutsche Literatur, Zeitungen, Zeitschriften, Chronik des Weltdeutschtums). Das Jahrbuch erscheint nach dieser stark differenzierten Gliederung nicht nur für den Deutschen Rumäniens, sondern auch für die Volksgenossen im Mutterlande und für die übrigen Auslandsdeutschen als Orientierungsmittel über Rumänien als sehr brauchbar. Es ist deshalb auch in einer Sonderausgabe erschienen. Schulrat Niemann, der Direktor der Auslandsabteilung des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht in Berlin, schreibt über das Jahrbuch: „Pädagogisch ist das Heft ein Meisterstück, das ich in dieser praktischen Aufmachung noch nicht angetroffen habe. Es ist vorbildlich für andere Siedlungsgebiete, nicht minder aber auch

für uns im Reich. Solch ein Heft kann an der Hand von 13-14 jährigen Schülern wertvolle Dienste bei der Einführung in staatsbürgerliches Denken leisten."

„Die Wahrheit über Südtirol 1918-1926.“ Nach verbürgtem Tatsachenstoff zusammengestellt von Hans Fingeller, Südtirol. Druck von J. E. Huber, Diessen vor München.

Diese 24 Seiten starke Broschüre gibt nach einem knapp gefaßten Überblick über die geschichtliche Vergangenheit des Landes zwischen Brenner und Salurner Klause eine Darstellung aller Leiden, die das Südtiroler Deutschtum seit seiner Angliederung an Italien zu erdulden hatte. In 26 Punkten werden die einzelnen wichtigen Gebiete wie Schule, Verwaltung, Wirtschaft, Presse, Versammlungsrecht usw. behandelt. Ein Anhang bringt endlich die wörtliche Wiedergabe der Reden Mussolinis, Stresemanns und Ramecks zum Problem Südtirol. Die Schrift wird zweifellos viel dazu beitragen, das dem Südtiroler Volk angetane Unrecht nicht nur innerhalb des deutschen Sprachgebietes, sondern auch im weiteren Ausland bekannt zu machen und das Gewissen der Gutgesinnten aufzurütteln.

Ernst Schultze, Deutschlands Befreiung aus kleinstaatlicher Zerissenheit, Stuttgart, W. Kohlhammer 1926.

Ein Schriftchen, das auf knappen 30 Seiten erstaunlich viel Material über den deutschen wirtschaftlichen und staatlichen Partikularismus der Vergangenheit zu einem klaren Bilde verarbeitet und uns an der Hand reichen Vergleichsmaterials aus dem Gebiet fremder Staaten den erfreulichen Ausblick auf eine in der Zukunft ruhende endliche Geschlossenheit Deutschlands eröffnet.

Viktor Otte: Die unterdrückten Völker der Welt. Ostmarkenverlag Wien 1926.

Eine Artikelreihe verschiedenster teilweise sehr hervorragender Mitarbeiter, die auf den Grundgedanken „die unterdrückten Völker“ eingestellt ist, für viele in fremdem Staatstum lebende Volksgruppen die Bezeichnung „Minderheit“ also grundsätzlich nicht anerkennt. Neben Artikeln über den syrischen Freiheitskampf, über die vorletzte Etappe des irischen Freiheitskampfes, die Memelländer usw. finden wir auch eine eingehende Abhandlung über „Probleme deutscher Minderheitenpolitik im Südosten“ von einem pseudonymen Verfasser.

Das Deutschtum im Ausland, Eine systematische Zusammenstellung der im Gesamtkatalog der preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken verzeichneten Schriften 1900-1923. Berlin, Preußische Staatsbibliothek, 1925.

Trotzdem keine Vollständigkeit über den verzeichneten Abschnitt erreicht werden konnte, so ist doch ein großes Werk geschaffen, indem hier zum erstenmal eine systematische Bearbeitung der Bibliographie auslanddeutschen Schrifttums vorliegt. An diese Arbeit werden alle nachfolgenden Zusammenfassungen anknüpfen müssen.

Gottfried Fittbogen. Was jeder Deutsche vom Grenz- und Aus-
landdeutschum wissen muß, Oldenburg, München und Berlin 1926.

In fünfter Auflage erscheint dieses wertvolle Buch, das nicht nur Nachschlagewerk
ist, sondern in klarer Gliederung des Tatsachenmaterials eine eindringliche Sprache
spricht und auf dem Wege zur völkischen Gesamterziehung ein unentbehrliches Hilfs-
mittel darstellt.

Deutsche Heimat. Bilder aus Stadt und Land. Mit Geleitworten
von Hermann Stehr und Josef Winkler. Herausgegeben von M. Paul Block und
Werner Lindner. Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. Berlin, 1926.

Die Deutsche Buchgemeinschaft, auf die wir in unserer Zeitschrift auch an anderer
Stelle hinzuweisen Gelegenheit haben, bietet hier ein Buch von seltener Eindringlichkeit.
Ein Dichter (Josef Winkler) arbeitet auf ein paar kurzen Seiten den Heimatbegriff
als Quelle jeder ursprünglichen Empfindungswelt auf das plastischste heraus - und
dann werden wir in herrlichen Abbildungen durch das ganze weite schöne Deutsch-
land geführt. Das architektonische und landschaftliche Deutschland und besonders die
harmonische Verbindung der Naturform mit menschlicher Gestaltung wird hier
zu so sprechendem Ausdruck gebracht wie in keinem uns bekannten Bilderwerk. Die
Ausstattung des Buches ist - wie immer bei der Buchgemeinschaft - sehr vornehm und
technisch erstklassig.

Schaffen und Schauen. Arbeitsschulmäßiger Anschauungsunterricht in der
Grundschule. Von Schulrat Wagner (Weimar) und Lehrer D. Hesse (Nermsdorf).
(Friedrich Manns Pädagogisches Magazin Heft 1021-22). Langensalza H. Bayer
und Söhne 1925. Diese beiden Nummern des wohlbekannten pädagogischen Magazins
füllen in der Tat eine Lücke im erziehungswissenschaftlichen Schrifttum aus. Es han-
delt sich darum, daß auch den Lehrern, die nicht in der Lage sind, geborene gott-
begnadete Meister der Neuen Schule an der Arbeit zu sehen - und dazu gehören ja
in erster Reihe wir Lehrer der Auslandsdeutschen - , durch anschauliche Beispiele gezeitigt
werde, wie es gemacht wird, wie die Grundsätze der Arbeitsschule, die wir alle aus
theoretischen Schriften wohl kennen, nun im einzelnen, in der ganz konkreten Arbeit
des Tages angewandt und ins Leben übergeführt werden. Daher ist besonders der
zweite Teil (Hesse) für uns wertvoll, weil er eine Reihe von ausgeführten Beispielen
aus der Praxis einer einklassigen Landschule enthält, Beispiele, die jedem einzelnen
Lehrer als unmittelbare Vorbilder bei seiner Arbeit dienen können. Namentlich in
zwei Beziehungen scheinen mit diese Beispiele wertvoll; einmal bieten sie außeror-
dentlich viel Stoff zu Übungen im Gebrauch und Verständnis der Muttersprache, zur
Erweiterung des Wortschatzes usw. Wie wichtig dergleichen gerade für uns gegenwär-
tig ist, bedarf keiner weitem Ausführung. Und zweitens bringt das Buch eine ganze
Menge einfacher und durchaus anschaulicher Zeichnungen, die zum großen Teil einfach
auf die Tafel nachgezeichnet werden können, und so an ihrem Teil mit dazubeitragen
werden, die Scheu vieler Lehrer vor der Kreide überwinden zu helfen. Theoretisch
füßt Hesse vor allem auf der Unterrichtslehre von Itzhner sowie auf den im ersten

Teil von Schulrat Wagner zusammengetragenen und weiter ausgebauten Gedanken Pestalozzis, Herbart's, R. Vatkas, Groos', Muthesius', R. Hilbrands, Petersens usw. über das Wesen und die verschiedenen Seiten der Anschauung. W. bringt nichts wesentlich Neues, aber was er sagt, ist gut und kann nie genug gesagt- und beherzigt werden. Beide Teile von Schaffen und Schauen seien hie mit warm empfohlen.

F. Eckelt - Schäßburg

Die antike Kultur in ihren Hauptzügen dargestellt von Franz Poland, Ernst Reisinger, Richard Wagner. Teubner, Leipzig, 1924.

In übersichtlicher, von Materialsammlung nicht zu belasteter Form wird hier ein jedem Gebildeten zugängliches Bild des geistigen Lebens in der Antike (Griechen und Römer) geboten. Die Literatur (Buchwesen, Sprache, Literatur), die Religion, Kunst, das Privatleben, Heerwesen, Staatsrecht erfahren abgerundete Sonderdarstellungen. Ein reiches Bildmaterial vervollständigt dies überaus empfehlenswerte Handbuch.

Zeitwende. Diese durch Vornehmheit in ihrer Haltung, durch Weite ihres Horizontes und Gelegentlichkeit in der Arbeit sich auszeichnende neue Monatschrift (Verlag C. H. Beck, München) eröffnet das Septemberheft durch Kurt v. Raumer's Studie „Schleswig-Holstein als deutsches Grenzland,“ die einen Blick in das reiche Leben gewährt, das sich in den Herzogtümern unter dem Einfluß der großen deutschen geistigen Strömungen am Ende des 18. Jahrhunderts entfaltete und der Mutterboden der deutschen Einigkeitsbewegung wurde. Eine seltsame, faszinierende Gestalt tritt uns in dem „Messias“ Friedrich Rohmer entgegen, einem romantischen Philosophen und Politiker (1814 - 1856). Geistige Bewegungen unserer Lage wie der „Männerbund“ und die „Individualpsychologie“ finden in den Gedanken Rohmers ihre Vorläufer. Ein Student, der in Fabriken und in der Landwirtschaft gearbeitet hat, erzählt in dem Beitrag „Soziale Erfahrungen eines Werkstudenten“ von seinen Begegnungen mit Arbeitern und seinen Eindrücken von ihrem Leben. Johannes Gerhardt behandelt das große Doppelproblem der wachsenden Europäisierung Amerikas und Amerikanisierung Europas auf Grund der neuesten Amerika-Literatur. - Heinrich Bornkamm zeichnet ein fesselndes und anregendes Bild vom unstäten Leben und der Wucht und Glut der religiösen Verkündigung des Paracelsus, jenes großen deutschen Arztes und landsahrenden Predigers, dem heute die wissenschaftliche Forschung wie auch die Dichtung (Kolbenheyer) von neuem große Beachtung schenkt. Oskar Beyers Deutung der Katakombenkunst (mit vier Abbildungen) macht die Paradoxie anschaulich, daß die Katakomben keine Stadt des Todes, sondern des Lebens seien. Emanuel Hirsch bietet in seinem Beitrag „Ultimans Jesu“ eine Auseinandersetzung, die jeden religiösen Lebendigen angeht. - Den belletristischen Beitrag bildet diesmal eine knapp und wuchtig erzählte Novelle des Schweizer's Gustav Renker „Der Bruder der Martha Wendlin“. Sehr aktuelle Randbemerkungen beschließen dieses besonders reiche Heft der „Zeitwende“, deren Bezug allen empfohlen sei, die dem Protestantismus auch eine Sendung an der deutschen Kultur der Gegenwart und Zukunft zuerkennen.

Inhalt

Reinheit der Sprache. Von Prof. D. D. Stiel, Berlin.

Der europäische Nationalitätenkongreß 2. Tagung in Genf, 25. bis 27. August 1926.
Von G. Schulhof - Genf.

Zwei Streithähne. Von Hermann Klöß, Hammersdorf (Siebenbürgen).

Die kulturelle Bewegung der Deutschen Südblawiens. Von Dr. L. Bauer, Neufäß.

Die Alten. Von Else Alfcher, Temeswar.

Die gegenwärtige Lage der Deutschen Volkskunde in Böhmen. Von Universitätsprofessor Dr. Adolf Hauffen, Prag.

R u n d s c h a u : Das Auslandsdeutschtum im Unterricht.

Der fünfjährige Bestand der Herdergesellschaft.

Eine Gesellschaft für das süddeutsche Theater.

Hochschulkurse.

B ü c h e r s c h a u.

Herausgeber : Dr. Richard Csaki - Hermannstadt

Östland - Verlag, Hermannstadt Central University Library Cluj

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2-3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Östland - Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkasse, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Reichsbank, Berlin, W. 9, Köthenerstraße 39-41. (Zahlung durch Posterslagschein möglich).